

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 27

www.nyland.de

Katharina Schücking
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 27

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden

Band 27

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zu lässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2011 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-843-8
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Panorama

Annette von Droste-Hülshoff: Katharine Schücking 7

Auszug aus Levin Schückings „Lebenserinnerungen“ 9

Aus einem Brief an Anton Mathias Sprickmann 11

Reflexion aus dem Nachlass 11

Du weltberühmtes, grosses Mädchen 13

Meine Leyer 14

Fragment 16

Die junge Autorin (1804-1810)

Sehnsucht nach Ruhe 17

Der Frühlingsabend 19

An die Liebe 21

An eine Pfirsichblüte 22

Die Sommernacht 25

*Erwähnung in „Münsterischer Epigrammen-
cyclus“ (1809)* 26

Brief an Fräulein Mariana<?> 28

*Aus frühen Briefen an Anton Mathias Sprickmann (1808-
1810)* 31

Gedichte 1811-1814

An Klopstock 47

Am Vorabend des Frohnleichnamfestes 49

Am Grabe eines Kindes. Seinen Eltern gewidmet 50

Adelbert und Adeline 54

Die stille Tugend! 58

Herbstphantasie, an den Geliebten 60

Antwort auf H. v. Kotzebues Ausbrüche des 61

Mismuths

An die Deutschen im Jahr 1814 64

*Auszüge aus Briefen an Anton Mathias Sprickmann (1810-
1824) und weitere Quellen* 68

Verstreute Lyrik (1817-1824)

Am Grabe meines Kindes 100

An Angelika Catalani 102

Stollbergs Tod	102
Meiner Neugeborenen	103
Die Blume	106
Am aller Seelen-Feste	107
Antwort auf eine freundliche Einladung an Herrn Stockmann	108
Charade, dreisilbig	110
Die Schneeglöckchen	110
Freuden und Leiden einer schönen Seele (1819/20- 1824?) (Auszug)	112
Die Fahrt nach Pyrmont	116
<i>Brief an Annette von Droste-Hülshoff, 8.10.1831</i>	150
<i>Späte Lyrik (1823-1827)</i>	
Charade, dreisilbig	153
Dreisylbige Charade	154
Zweisylbige Charade	154
Dreisylbige Charade	155
Der Traum	155
<i>Anhang</i>	
<i>Nachwort</i>	159
<i>Textgestaltung und bibliografische Situation</i>	170



*Bildnis Katharina Schückings, 1810, Ölgemälde Johann
Christoph Rincklake, LWL-Landesmuseum für Kunst und
Kulturgeschichte Münster*

Panorama

Annette von Droste-Hülshoff:
Katharine Schücking

Du hast es nie geahndet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen,
Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust
Die scheu verhüllte Runenschrift gelesen,
Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand,
Und wir zusammen durch die Grüne wallten,
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser bin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum ersten Mal dich sollte schauen,
Westphalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen.

Sehr jung war ich und sehr an Liebe reich,
Begeisterung der Hauch von dem ich lebte;
Ach! Manches ist zerstäubt, der Asche gleich,
Was einst als Flamme durch die Adern bebte!
Mein Blick ward klar und mein Erkennen stark,
Von seinem Throne mußte Manches steigen,
Und was ich einst genannt des Lebens Mark,
Das fühlt' ich jetzt mit frischem Stolz mein eigen.

So scheut' ich es, als fromme Schülerin,
Dir wieder in das dunkle Aug' zu sehen,
Ich wollte nicht vor meiner Meisterin

Hochmüthig, mit bedecktem Haupte, stehen.
Auch war ich krank, mein Sinnen sehr verwirrt,
Und keinen Namen mocht' ich sehrend nennen;
Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr,
Was ich gedacht, das schien mir schwere Sünde.
Dein Bild, du Starke in der Läuterung Brand,
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheid'ne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,
Daß deines Mundes Laute damals mir
Wie Naphtha in die Seele sind gesunken.
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!“

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut' umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken derer, die dich lieben.
Auch hör' ich, daß man einen Kranz gelegt
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose,
Doch ich, Cathinka, widme dir bewegt
Den Efeu und die dornenvollste Rose.

Auszug aus Levin Schückings „Lebenserinnerungen“

Meine Mutter nämlich –

Aber kann man der Welt von seiner Mutter reden? Von einer Mutter, wie sie war? Ihr rührend schönes Bild hängt über dem Tisch, an dem ich dies schreibe, und es ist mir, als ob ihr großes, wunderbar großes blaues Auge mit dem trauervollen Ernst und der unendlichen Tiefe des Blicks mir sagte: du hast Recht, das geht nicht und deshalb versuche es nicht. Und so will ich auch dessen nicht erwähnen, was Andere zu ihrem Preise geschrieben und gesungen haben; es genügt, wenn ich sage, daß sie, die kleine, zarte, in all ihrem Wesen die lauterste Seelenanmuth ausstrahlende Frau eine ganz hervorragende Dichtergabe hatte, aber stets nur widerstrebend auf meines Vaters Wunsch einzelne ihrer Gedichte in den Musenalmanachen und Journalen der Zeit pseudonym abdrucken ließ.

Ueber ihre Herkunft und Entwicklung sei nur erwähnt, daß sie als die älteste Tochter eines später mit Kindern noch reich gesegneten fürstbischöflichen Richters geboren war, der damals von der Landeshauptstadt aus in die Städtchen und „Wiegbolde“ wanderte, wo er, dasitzend wie der Richter im Sachsenspiegel und als Schöffe eine große, treue Dogge neben sich, seine Gerichtstage abzuhalten hatte; und daß sie durch ihn aus einer Familie stammte, die nach ihren Traditionen mit dem originellen Humanisten Hermanus Buschius zusammenhängen wollte. Und wie dieser Vorfahr Hermann von dem Busche am Ausgange der Zeit steht, in welcher das arme verschrieene Münster ein großer und berühmter Born und Quellort der humanistischen Geistesströmung war, so erhielt meine Mutter ihre erste Geistesnahrung und Richtung von einer zweiten Periode erregten geistigen Lebens und hingebender Theilnahme und Mitarbeit an den Zeitgedanken und der Literatur, die in der Geschichte dieser Stadt zu verzeichnen ist. Man kennt den Kreis des hell- und großdenkenden Ministers Fürstenberg

und jener wunderlichen Heiligen mit dem unstät suchenden Herzen, der Fürstin Galitzin, in dem Hamann, Jakobi, auch einst Goethe erschien, und der aus der anfänglichen philosophischen Freiheit später in eine sehr katholische Gebundenheit verfiel. Meine Mutter war damals fast noch ein Kind, aber die geistigen Einflüsse jenes Kreises fanden ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und mit der reichquellenden Dichterader. Was Wunder, daß unter diesen Umständen die großen Heiligen jenes Kreises, in der Poesie Klopstock und die Göttinger, in der Philosophie Jakobis Schriften auch ihre geistigen Autoritäten wurden! Aber auch von Rousseau wurde jene Zeit mächtig beeinflusst; so wurde denn auch der Emile ihr eine große Autorität und seine Grundsätze haben sich, ich fürchte ein wenig verhängnißvoll, auch in meiner Kindheit geltend gemacht – insofern die Erziehung zu den stillen Tugenden der Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung und Bescheidenheit von neueren Philosophen als nicht ganz die richtige Abrichtungsmethode für den einen eisernen Willen, zähes Selbstgefühl und Schneidigkeit verlangenden Kampf um's Dasein nachgewiesen ist. Ich habe als Kind meine Eltern sehr oft von dem Emile reden hören und erinnere mich sehr gut, daß er mit all den Abhärtungslehren, die dabei zur Sprache kamen, mir ein recht widerwärtiges Buch schien. Später wurde neben Jean Paul vor Allem Goethe der große Autor für meine Mutter – sehr früh gab sie mir dessen Wahrheit und Dichtung zu lesen, da sie den Grundsatz hatte, man dürfe Kindern auch Lectüre geben, die noch über ihren Horizont gehe, damit ihr geistiges Verständniß hineinwachse. Sie hing mit einer großen Innigkeit des mütterlichen Gefühls an mir, mit einer unausgesetzten Sorgfalt; sie unterrichtete mich abwechselnd mit dem Vater in den Hieroglyphen, die den ersten Schlüssel zu aller Weisheit bilden und die mir so schwer zu lernen wurden; – und dann vor ihrem Clavier in den Anfängen musi-

kalischer Bildung, bei der sie jedoch nach einiger Zeit inne hielt, wohl nicht ohne den stillen Stoßseufzer: *Lasciate ogni speranza*. Aber trotz dieser Zärtlichkeit war sie nicht ohne gewisse Strenge. Regungen des Gemüths scheu zu verschließen lag immer und blieb auch damals, wo die Thränenschauer der sentimentalischen Epoche die Atmosphäre noch mit einem feuchten Niederschlag füllten, in der Weise und Gewöhnung des Westfalen, der ja kaum zu einer lebhaften Dankesankennung die Lippe öffnet; und daß Kindern nicht viel Lob gespendet, nicht viel Liebe gezeigt werden dürfe, steht das nicht auch in diesem verwünschten Emile vorgeschrieben?

Was Jean Paul anging, so trafen in dessen Bewunderung meine Mutter und mein Vater zusammen, obwohl sie sonst merkwürdig verschiedene Naturen waren <...>.

Aus einem Brief an Anton Mathias Sprickmann

<...> wenn ich den beschränkten Wirkungskreis meines armen Geschlechts bedenke wär ich doch kein Weib geworden! daß sich so geduldig in all' die Fesseln und Einschränkungen des bürgerlichen Lebens schmiegen muß, und das so verschieden auch sein Charackter und seine Geisteskräfte seyen mögen doch immer sich derselben Bestimmung fügen muß. (25. Februar 1809)

Reflexion aus dem Nachlass

Die höchste Vollkommenheit des Menschen besteht in der völligen Harmonie aller seiner Seelenkräfte, und all sein Streben soll dahin gerichtet sein, diese Harmonie in seinem Innern hervorzubringen. Man soll daher die Wissenschaft nicht bloß um zu wissen erlernen, sondern sie auch zu d i e s e m Zwecke benutzen. Steht irgend eine Kraft deiner

Seele nicht mit der andern im Gleichgewicht, so erlerne eine Wissenschaft, die diese ergibt. Fehlt in deinem Denken Ordnung, in deinen Begriffen Stetigkeit und Deutlichkeit, so lerne z. B. Logik und Mathematik. Ist dein Gefühl zu reizbar, deine Phantasie zu lebhaft, ergreife eine abstrakte Wissenschaft, die deine Kräfte anstrengt und dein Gefühl vor Ausschweifungen bewahrt. Im entgegengesetzten Falle aber übe die schönen Künste, lies Dichter, gib deinen Gefühlen Nahrung und deiner Phantasie Schwingkraft u. s. w., kurz, deine Seele sei ein volltönendes Instrument, das in schöner, reiner Harmonie den Hörer entzückt. Warum sollte dann nicht auch das Weib eine wissenschaftliche Bildung erhalten, wenn wir ihre Anwendung aus diesem Gesichtspunkte betrachten? Warum sollte das Weib nicht hierin dem Manne ähnlich sein? Kann denn der Mann sein, was er sein sollte, wenn es das Weib nicht ist? Wenn der Jüngling den Pfad seines jugendlichen Lebens mit festen Schritten fortwandelte, wenn er sich zum Bürger, zum Menschen mit unermüdetem Bestreben bildete, wenn er jeden Augenblick dazu verwandte, seine Seelenkräfte zu entwickeln und in Harmonie zu bringen, wenn er so, ein vollendeter Mensch, die Jahre der Vorbereitung beschließt, und nun an der Hand einer liebenden Gefährtin sein nützlich Leben fortwandeln will, wenn nun von dem Blicke und dem Händedruck eines Weibes sein Glück, von ihrer Liebe seine Ruhe abhängt, wenn nun diesem Weibe der Modegeck, der mit hochtönenden Phrasen ein leeres Innere bedeckt, der mit seinem Weltton und höfischer Gewandtheit und Geschmeidigkeit die Schätze wahrer Geistes- und Herzensbildung ersetzen will, mehr gilt als der bescheidene Jüngling, der es nicht wagt, mit dem dreisten Tone des sogenannten Weltmannes sich ihr zu nahen – woher soll er den Mut nehmen, sich Verdienste anzueignen, die verkannt werden? – Also wann wird die Menschheit sich der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit nahen? Nun, wenn man der edleren Hälfte derselben den Platz einräumt, den sie zu

behaupten verdient und behaupten muß. – Was das Weib fordert, wird der Mann leisten, und im Maße jener gebildet ist, wird sie ihre Forderungen hoch oder niedrig spannen, und wohl dann dem Menschengeschlechte, wohl dem Manne, der an der Hand eines für die Bedürfnisse seines G e i s t e s gebildeten Weibes durch das Leben geht. Er besitzt einen köstlichen Schatz, er wird im Innern nicht darben, und darum äußere Güter vermissen.

Du weltberühmtes grosses Mädchen

Du weltberühmtes grosses Mädchen
Mit Kron und Scepter angethan
Wie seh ich hinter meinem Rädchen
So mitleidvoll dein Bildniß an
Du bist nun groß bist reich u. mächtig
Wirst eine große Kayserin
Hast alles schön und reich und prächtig
Darfst dich um nichts nur halb bemühn
Brauchst nicht zu nähen nicht zu stricken
Auch nicht zu waschen nicht zu flicken
Kannst wann du willst spazieren gehen
Und stundenlang am Spiegel stehn
Ich aber – seh' zu deinem Trone
Ganz froh und ohne Neid empor
Und ziehe meinem Bürgersohne
Nicht deinen ganzen Kayser vor
Ihm darf ich frey ins Auge blicken
Und küßen ihn nach Herzenslust
Die treue Hand ihm zärtlich drücken
Und ruhn an seiner treuen Brust
Du deinen Herren nur zu sehen
Muß't fragen ob's gefällig ist
Durch zwanzig Prunkgemächer gehen
Eh' du ihm nur erst nahe bist

Dann geben die gepuzten Affen
Noch gar wohl das Geleite dir
Und stehn und bücken sich und gaffen
Und fragen nicht, Sceniren wir?
O Gott sey ewiglich gepriesen
Daß ich nicht eine Kayserin
Daß auf dem Platz der mir gewiesen
Ich so vergnügt und glücklich bin.

Meine Leyer

Nein es soll nicht die Welt nicht der Menge bittres
Verhöhnern
Dich mir entreißen o du, meines Lebens herrlichster
Schmuck
Denn nur durch dich meine Leyer, durch dich empfand ich
die Freuden
Die sich mir lauter und rein in Himmelsgefühlen enthüllt.

O wenn die schöne Natur in des Lenzes bräutlichen
Schmucke
Ringsum vom liebenden Hauche ihres Erschaffens
durchwebt
Und von athmenden Lüften des reinen Aethers umflossen,
Mich mit wunderbarer Wonne mit heil'gem Staunen erfüllt
Und dann kein fühlendes Herz daß mein Entzücken
erfasst

Froh meine Freude mit mir im eigenen Busen getheilt
Und überseelig wie ich, sich mir theilnehmend nahte,
Dann du sanfttönende floß in deinen heiligen Saiten.
Der Empfindungen Drang in strömenden vollem Erguß
Dir nur vertraute ich gern was tief im Herzen mir ruhet
Was im Gedränge der Welt sich enger und enger
verschleußt.

Ach und wenn mich die Schwermuth mit schwarzem

Fittich umrauschte

Wenn mich die welkende Flur und der entblätterte Baum
 Und das sterbende Laub mit Todesgedanken erfüllten
 Ja dem verödeten Hain, dunkel und schaurig mirs ward
 O dann hallten Vertraute der Wehmuth sanfte Gefühle
 In dein leises Gesait, nicht von der Freude gestimmt.
 Sanft dann entwand sich der Schmerz dem arg
beklommenen Busen
 Jenseits umnachteter Gräber schwebte erheitert mein Blick.
 O so entfliehet deinem Ton jegliche trübe Empfindung
 Und in glänzender Schöne bietest die Freude du mir
 Heilig und rein die uns sonst kalt nur die Seele berührt.

Und dich sollte ich nun, du Schöpferin all meiner Freuden
 Sollte dich meine Leyer dem harten Vorurtheil opfern?
 Daß jedem weiblichen Arm dich eigenmächtig entreißt;
 So mag sie spotten die Welt meiner dich liebenden Liebe
 Mag sie es höhnisch belächeln daß sich ein Weib dir

geweiht

Nie doch ersetzt sie mir, was du allein nur gewährest
 Kennet die Freuden ja nicht die du mir Einzige gibst
 Nein ich gebe dich nicht für allen den prunkenden
Schimmer
 Der nur die Seele erfüllt die höhere Freuden nicht kennt.

Du die ich liebte als noch die rosigt lächelnde Kindheit
 Sanft mich umschwebte, als kaum noch des Lebens Lenz
mir erblüht
 Du sollst mich ewig geleiten durch dies hineinende Leben
 Theilen will ich mit dir, Freude und Kummer und Weh
 Bis du einst schöner erklingst in Edens heil'gen Gefilden
 Wo eine höhere Wonne zu höheren Tönen dich stimmt
 Wo keines selbstsücht'gen Neides spöttische bitt're
Verhöhnung
 Und dich kein täuschender Wahn mir zu entreißen sich
müht.

Fragment

Das Leben ist so öde,
Rings um mich schwarze Nacht,
Kein freundlich Sternchen lacht –
Das Herz so schwer von Kummer,
So bang von Schmerz die Brust –
Ich ruhe ohne Schlummer,
Ich lache ohne Lust.
Ich liebe ohne Wonne,
Ich küsse wie im Traum.
Mir lacht die helle Sonne
Des schönsten Maitags kaum.
Die Blumen, die ich pflege,
Ergötzen mich doch nicht.
Es rinnt mein Blut so träge,
So bleich ist mein Gesicht.
Ich pflücke mir die Rose –
Sie spendet keinen Duft. –
Ich ruh' auf weichem Moose
Wie in der Todtengruft.
Ach! möcht ich doch vergehen
Dem Veilchen gleich im Tal!
Wann enden diese Wehen,
Ach! wann mir diese Qual?
Verinnen wie die Welle
Im Tränenweichen-Hain <?> –
Es wird mir ja nicht helle,
Kann nimmer glücklich sein!

Die junge Autorin (1804-1810)

Sehnsucht nach Ruhe

O Ruhe, Ruhe komm hernieder heile
Mein armes, krankes Herz
O laße dich erlehn und weile
Bey meinem fürchterlichen Schmerz

Ach warum bist du mir auf ewig jetzt entschwunden
O warum fliehst du fern von mir
O komm und heile meine Wunden
Das Schicksal schlug sie mir so nah am Herzen hier

Oft wenn des Sturmes Wuth
Die Welle höher hebt
Kein Element mehr ruth
Der kleinste Wurm auch bebt

deckt dunkle Nacht und Graus
Schon alles her um sich
Dann eile ich hinaus
Und wandre in die Nacht und suche dich

Wenn alles um mich her dann braust und stürmt
Und nichts des Sturmes Wuth mehr wirft
Dich Woge brausend hoch sich thürmt
Die Eiche selbst ihr altes Haupt schon beugt

Dann möcht' ich gerne meinen grausen Schmerz
In jenen Wellen enden
Doch täuschend sagt mir dann mein Herz
Dein Schicksal kann sich wenden



*Gedichtheft mit frühesten Entwürfen
(Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster)*

Dann eile ich vom Ufer fort
Bey meines Lämpchens Schimmer
Und suche dich o Ruhe dort
doch ach ich find dich nimmer

Wenn stille Dämmerung schon die Natur bedeckt
Und Lunens Licht durch meine Fenster strahlt
Die See so ruhig wallt, am Rasenufer leckt,
Und Luna sich in ihrer Fläche mahlt

Wenn rings umher schon die Natur entschlummert
Nur hie und da ein Würmchen noch im Grase spielt
Dann such' ich ob du da nicht bist,
Wo dich sogar das Würmchen fühlt

Doch ach ich suche dich vergebens
Denn Ruhe ach du fliehst mich
Verzweiflung nagt am Faden meines Lebens
denn nirgends nirgends find ich dich

Ich suchte dich schon Monden Jahre
Und fand dich nicht
Und finde dich nicht, bis zur Bahre
Einst mein mattes Auge bricht

Der Frühlingsabend

Einmal wirft sie noch den sanften Rosenschimmer
Auf die Flur, die Tagesköniginn
Spiegelt in des Thaus schönem Perlenflimmer
Ihren letzten Strahl dort glänzend hin

Dort tritt Luna her ihr Antlitz rein und helle
Wie ein Silberwölkchen klar und licht
Spiegelt sie hier in der stillen leisen Quelle
Freundlich schön ihr lächelnd Angesicht

Lieulich senkt der Dämmerung lichtgewebter Schleier
Schon sich auf die kühlbethaute Flur
Und in sanfter stiller anmuthsvoller Feier
Ruhet rings die schlummernde Natur

Nicht ein säuselnd Blättchen das vom Zephyrshauche
Sanft geküßt sich flüsternd noch bewegt
Lispelt leise mehr am grünen Rosenstrauche
wo sich kaum ein muntre Käfer regt

Nur der sanfte Ton dort aus den Blütenzweigen
Der mich hier zum stillen Horchen ruft
Tönt noch lieblich in das schaurig süße Schweigen
Und erfüllt rings um die stille Luft

Luna's Lieblingin die sanfte Philomele
Ist es deren Ton so lieblich klingt
die aus ihrer vollen süßen Zauberkehle
Liebeflötend so melodisch singt

Luna sieht mit heitern Blicken selbst hernieder
Durch der Zweige lieblich dunkelgrün.
Lauschet freundlich auf die sanften Klagelieder
Der vertrauten holden Sängerin

Alles ruht es glänzen lächelnd schon die Sterne
dort herab mit schönem goldnen Strahl
Blicken freundlich aus der weiten blauen Ferne
Nieder in das thaubeglänzte Thal

O! wie heiter still wie ruhig sanft und labend
Ist's hier rings im dunkeln Schattenhain
Möchte einst auch meines Lebens letzter Abend
So erquickend und so ruhig seyn

Möcht' ich wie Natur am Abend, ohne Sorgen
Sanft entschlummernd aus dem Leben gehn
Wie die Sonne schön am heitern Frühlingsmorgen
Jenseits dieser Erde auferstehn

An die Liebe

So manche der Dichter sind's die sie besingen
Drum sey auch von mir ihr dies Liedchen geweiht
Doch wird es mir schlechter als allen gelingen
Denn nimmer noch hat mich ihr Zauber erfreut

Doch sah ich sie oft schon die Wunder der Liebe
An Sterblichen die sie zu Sklaven gemacht
die ganz nur beseelt von dem mächtigen Triebe
Unsterbliche Thaten durch Liebe vollbracht

Der Held der mit Blut seine Schritte bezeichnet
Und Frieden erwürgt mit frevelnder Hand
Der alle Gefühle des Menschen verleugnet
Hat dennoch nicht selten die Liebe gekannt

So kehrt er von fröhlichen jauchzenden Siegen
Vom Blute des Feindes befleckt oft zu Haus
Läßt ruhig die blutige Rüstung dann liegen
Und ruhet im Arme der Liebe sich aus

Der Herrscher der Männer mit Blicken regieret
Der stolz alle sklavischen Fesseln verlacht

Der tausend Geschöpfe am Gängelband führet
Den hat oft die Liebe zum Sklaven gemacht

Der muthige Jüngling der stolz und vermessen
Der Zukunft oft luftige Pläne sich baut
Hat all' seine goldenen Träume vergessen
Wenn er sich der Zauberin Liebe vertraut

Dort seufzet ein Mädchen das Auge voll Thränen
Und weinet und weis es nicht wie ihm geschehn
Es kann sich nicht freuen nur seufzen und sehnen
Der Hain ist ihm öde die Flur nicht mehr schön

Auch das fühlt die mächtigen Pfeile im Herzen
Doch sinkt sie dem liebenden Jüngling im Arm
So sind sie vergessen die Leiden und Schmerzen
So ruht sichs am Busen der Liebe so warm

Dann könnten die Welten rings um sie versinken
Und Berge und Meere im Sturme vergehn
Sie werden den Becher der Liebe nur trinken
Und werdens nicht hören und werdens nicht sehn

So gängelt sie alles am rosigen Fädchen
So groß sind die Wunder die Liebe vollbringt
Daß ein kaum der Puppe entwachsenes Mädchen
Vom Hören und Sehen die Liebe besingt.

An eine Pfirsichblüthe

O süßes Blümchen traure nicht
Daß dir des Lenzes Hauch gebricht.
Willst leben nun nicht mehr?
O blühe blüh ein Weilchen noch

Ich pflege dich so sorgsam doch
Und liebe dich so sehr.

Dein voller Reiz so früh entblüht
Dein Kelch in Rosenroth erglüht
Entzückt mich nicht allein
O nicht dein schönster Blüthenglanz
In Florens jungem Veilchenkranz
Du holde Blüthe nein.

Nicht darum Blümchen bin ich dir
So gut, du stirbst am Herzen mir
Weil dich des Freundes Hand
Jüngst freundlich für mich abgepflückt
Drum Holde hast du mich entzückt
Als trauer Freundschaft Pfand.

Und stirbst du unerbittlich hin
Ach nimmer wieder aufzublühn
Und bleicht dein Rosenlicht
Der Freundschaft die dich jüngst mir gab
Der Freundschaft Blüthe fällt nicht ab.
Sie stirbt und welket nicht.

2
Herbstlied
O Bild des Todes, herbyfliege Natur!
Natur benaubt vom lusten Frühlings Glanz
was rasch das Leben auf seiner Flur,
und rasch ist bald das Leben glanzgeschmückt.

Rings um mich her ist alles ausgeblüht,
Der letzte Herbst blühten sind sie ja wieder.
Nun Blumen sterben, keine Wiese glüht,
Nur auf dem milden Gras anquillt sie wieder.

Wärdel, wie in stiller Todesnacht,
Längst rings um in allen Jahren Gabelstille;
Nun jeder Frühlingsangenehmheit ist Luft,
Nun laut stummbrief des langen Stillenmenschen Güte.

Reinschrift Gedicht „Herbstlied“ (Westfälisches Literaturarchiv
im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster)

Die Sommernacht

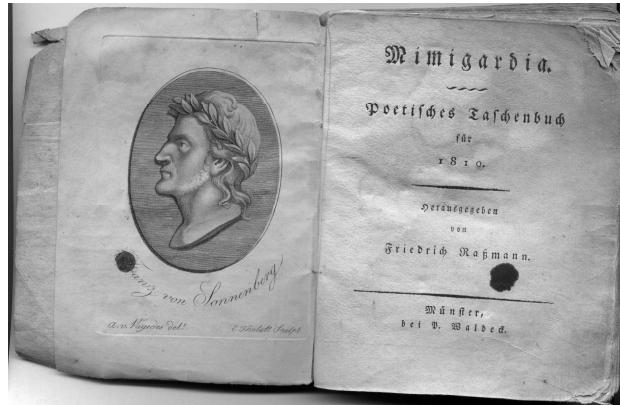
Wie dort so magisch der Mond des schweigenden
Eichenwalds Hallen
Rings überglänzt mit dem silbernen ruhausströmenden
Schimmer
Leise verschleiern die luftigen Wölkchen das freundliche
Antlitz
Und enthüllen es wechselnd hinwallend im heiteren Kreise
Schlummernd ruht die Natur vom kühlen Nachthauch
umflossen
Der nur die Wipfel bewegt der nimmer schweigenden
Pappel
Und die goldenen Wellen des leis' hinwogenden Kornfelds
Segnender Thau überströmt die fernher duftende Wiese
Und umgürtet die blumigten Matten mit schimmernden
Perlen
Fröhlicher heben die Blumen im farbigen Schmucke die
Häupter
Die an der sengenden Last des heißen Tages sich neigten
Und es öffnet die Rose den Busen dem tauenden Seegen
Heilige Ruhe ist rings in allen Thälern verbreitet
Schweigend feiern die Wipfel die stille erquickende Nacht.
O wie schön bist du Erde! schön an dem lebenden Tage
Schöner noch in der Umarmung der heiteren nächtlichen
Ruh!
Und ihr wandelnden Welten dort oben in leuchtender
Ferne
Die ihr mit himmlischem Glanze den lichten Aether
durchstrahlt
O wie muß es sich dort, wie muß es auf euch sich erst
wohnen
Wenn ihr vielleicht mich dereinst ein seeliges Wesen
umstrahlt
Wenn den entfesselten Geist höhere Klarheit umgibt.

O dann schwindest du Erde – dann schwindet jegliches
Dunkel,
<unleserliches Wort> ich sehe dich dort ein freundlich
erinnernder Schimmer
An den schöneren Abenden jener Welten mir strahlen*
Werd ich dann dein mich erinnern du schöne liebliche
Erde?
Werd ich der herrlichen Nacht auch noch dort oben
gedenken?

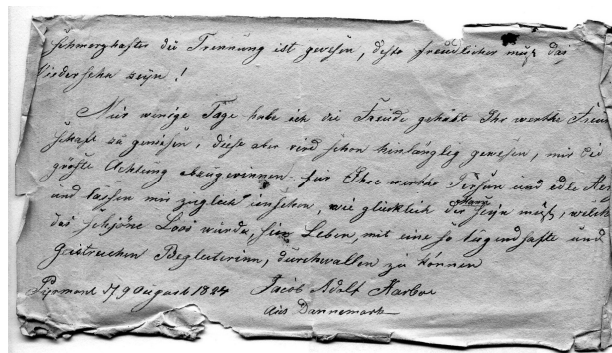
*die Erde ist ja für den Mars der Morgen- und Abendstern?

Erwähnung in Friedrich Raßmanns „Münsterischer
Epigrammencyclus. Ein Neujahrs Geschenk“ (1809)

Eine Dichterin nähm' in der Musterkarte sich wohl aus
Himmel! Wir haben sie ja, blühend im heitersten Lenz!
Aber daß ich der zarten Jungfrau aufdecke den Schleier,
Wollen die Horen noch nicht; streng ist der Horen Gebot,
Busch voll schwellender Rosenknospen, wer fein dich
betrachtet,
Sieht das Emblem, und kommt auch auf den Namen
vielleicht.



Friedrich Raßmanns „Mimigardia“ mit Erstdrucken von Gedichten Katharina Schückings



Aus einem Freundschaftsbuch im Nachlass (Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster)

Brief an Fräulein Mariana<?>

Da ich seitlebens so ein Stück von Dichterin gewesen
Und sie mein Fräulein! gerne Verse lesen
So will nach Maaß und Tackt ich nun ein Brieflein
schmieren
Und es mit Reimen schön verzieren.

Und wenn durch meine Reimerey
Die düstere Melancholey
Für Stunden nur aus Ihrer Seele weicht
So hab' ich meinen Zweck erreicht.

Wie kann mann auch in Ihren Blüthentagen
Sich schon mit finstren Grillen plagen
Statt sich des Glückes zu erfreuen
Noch frey, und sorgenlos zu seyn,

Noch sehn wir ja die Herrn der Welt
Die leiden, wenn dazu bestellt,
In Unterwürfigkeit zu unsern Füßen
Und schüchtern unsre Hände küssen

Noch ist ein Lächeln ja, ein Blick
Von uns, ihr unverdientes Glück.
Gewahren wir den schändlichen Betrug
doch leider! nimmer früh genug,

Wenn diese Tage schnell verrauschen
Und wir genöthigt sind die Rollen zu vertauschen
Dann ist es Zeit für uns, zu klagen
Wenn wir des Ehstands Sklavenketten tragen

Und dem der Männer Herz zu Asche aufgebrannt
Nicht mehr der Liebe heilge Rechte kennt

Und doch verlangt wir soll'n uns willig fügen
Und mit Geduld in ihre Fesseln schmiegen

Dann dürfen wir die Tage erst beweinen
Die jetzt im Wahn oft freudenleer uns scheinen
Wenn jeder Tag der Sorgen Last erneut
Die das Geschick dem armen Weibe beut.

Doch jetzt wie können sie beglückter seyn
Da sie in Ganzen Sein der Freiheit sich erfreun?

O kommen Sie zu uns zerstreuen sie die Grillen
Wir wollen mit Gesang die Winterstunden füllen
Und wenn sich Hain und Wälder schmücken
Im Veilchenthale Blumen pflücken.

Herr D <*unsichere Lesung*> sehnt sich recht sehr nach Ihnen
Das sagen alle seine Mienen
Sein ganzes fröhliches Gesicht
Wenn er von Fräulein Marianna spricht.

Doch niemand freut sich auf ihre Ankunft so
Als ich, schon jetzt macht mich die Hoffnung froh,
So leben sie denn glücklich bis dahin,
Und nehmen Sie noch die Versicherung hin
Daß ich die Ihrige von ganzen Herzen bin.



Anton Mathias Sprickmann um 1813, Gemälde Johann Christoph Rincklakes. Freimaurerloge „Zu den drei Balken“, Münster. Foto: LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster

Aus frühen Briefen an Anton Mathias
Sprickmann (1808-1810)

Da bin ich nun lieber Sprickmann in meiner ländlichen Einsamkeit, und bin so froh so glücklich daß ich mich auch mit keinem Gedanken wieder nach Münster zurückwünsche, nur an diesen Abend (die Sonntags-Glocke schlägt eben 6) wandelte mir so eine kleine Sehnsucht an und da nahm ich die Bleyfeder und setzte mich draußen unter die Linde um ein wenig mit Ihnen zu plaudern von dieser Plauderey wird nun freylich kein Wort gehört, aber ich will mir diese nicht frohen Stunden auch jetzt froh machen denn morgen wird sie es ja hören was ich jetzt zu Ihnen sage. Sie sind nun wohl auf Ihrem Garten und freuen sich des herrlichen Abends, o hier in Gottes Garten ist es auch schön lieber Sprickmann – kein Lüftchen regt sich um mich und die schwarzen Wolken wandeln dort in stiller Majestät umher und *<unleserliches Wort>* ein schönes Gewitter diesen Anblick können Sie doch auf ihrem Hügel mit mir theilen, – sieh da erhebt sich auf einmal der Wind und weht mir fast das Blatt vom Schooße, ich muß mich wohl zu Hause begeben, aber ein kleines mit der Feder mehr, sie nehmens doch nicht übel daß ich Ihnen mit der Bleyfeder geschrieben habe? ich konnte im Hause nicht bleiben.

Um 11 Uhr

Da bin ich nun wieder, und es fällt mir ein daß ich Sie mit dem Personale unsres Hauses noch gar nicht bekannt gemacht habe wovon Sie vielleicht gern etwas wissen möchten. Die Frau v. Kalkstein ist eine gute und gebildete Frau, mit der ich gern umgehe und die mir recht gut ist, Herr v. Kalkstein ist ein Mensch von dem ich Ihnen nichts interessantes zu erzählen weiß, und der Hofmeister auf dem Hause gefällt mir von allen am besten er hat viele

Kenntniße und kann mir noch oft nützlich seyn, ich unterhalte mich recht gern mit ihm, zwey Dinge hat er mit Ihnen gemein, er ist ganz Ihrer Meinung über Schiller, und hat Ihr Erziehungs-System; so weit ich es kenne, wenigstens.

Was will ich also mehr, ich genieße die süßen Freuden, des ländlichen Lebens, ohne die, des geselligen Umgangs zu entbehren, ich wünschte Sie könnten jene mit mir theilen. doch nicht wahr sie freuen sich auch daß ihre Katinka so glücklich ist. Ich fühle an meinen Augen, daß ich aufhören muß, eigentlich ist's nicht der Mühe werth daß ich Ihnen diesen (im wahren Sinne) beschmierten unzusammenhängenden Brief zuschicke, doch wollte ich so gern, daß sie recht bald etwas von mir erfahren möchten mehr und besser, schlafen Sie recht wohl meinen herzlichen Gruß an Ihre Frau und ihr ganzes Haus.

Ewig Ihre Katinka

(Seweringhausen, 24. Juli 1808)

Sie werden es doch bekennen müssen mein lieber zweiter Papa, daß ein nichtfleißiger Schreiber und eine fleißige Schreiberinn gegenwärtig correspondiren, aber sehen sie jede mir von der Natur eingeflöbte frohe Empfindung erweckt in mir das Bedürfniß mich Ihnen mitzutheilen, und da muß ich es ja wohl recht oft; denn auch Sie werden die schönen Morgen und die heitern Nächte die uns der Sommer kürzlich gab, erfreut haben, und hier sind sie doppelt schön, o ganz unbeschreiblich schön! ich kann ihres Genußes nicht müde werden; kaum erst aufgehend findet mich die Sonne schon draußen in Garten und Busch, wenn Sie wahrscheinlich noch der Morgenschlaf des herrlichen Anblicks der aufgehenden Sonne beraubt – ach ja! und die Thürme und Mauern der Stadt – von den schönen Nächten will ich Ihnen in Prosa nichts erzählen, denn sie sehen

daß meine poetisch bearbeiteten Empfindungen darüber,
anbey kommen.

Zwar (ohne falsche Bescheidenheit) wie sie sehen einen der
mißlungensten Versuche die von meinen Poesien in Ihren
Händen sind, aber Sie müssen schon Geduld mit mir haben
denn im Hexameter bin ich eine erbärmliche Stümperin
wie ich merke; auch sehe ich jetzt daß die Composition
recht kindisch ist, das sag ich Ihnen nur damit Sie wissen,
daß auch ich die auffallenden Fehler meiner Gedichte eini-
germaßen zu beurtheilen weiß, denn mein Singmeister
freute sich wenn ich die falschen Töne meines Gesanges
selbst bemerkte, und so sollen Sie sich auch freuen mein
lyrischer Singmeister –
Ich werde abgerufen, bald mehr.

am ? Ich pflege leider das Datum nicht zu wissen sonst wär
es mir merkwürdig des schönen – fürchterlich schönen –
Gewitters wegen das wir in der vorigen Nacht hatten, ich
sah nie ein solches erhabnes Schauspiel, in lichten Flammen
stand der ganze Horizont, und der Donner rollte als wollte
er den Erdball zerschmettern, ich, sank in die Knie vor
Angst, und dachte wie kann es Menschen geben, die den
Urheber dieser fürchterlichen Natur-Scene verleugnen –

es ist vorüber und die erquickte Natur liegt vor mich aus
gebreitet, die schimmernden Regentropfen hängen an den
frischen duftenden Linden, ich vergesse alle meine Angst –
für Freude über den schönen Morgen – vergißt man nicht
immer unangenehme Empfindungen eher als angenehme?
Sie gingen an meiner Stelle jetzt im Garten nicht wahr? ich
will es auch thun, bis auf ein andres mal also.

am 22ten August

Jetzt auch etwas für meine liebe Frau Baase, sagen sie Ihr
nämlich, daß ich in der Küchenschürze herumwandle wie
eine Hausfrau, und das ich mit der ernsthaftesten Miene

von der Welt mein Amt als Ausgeberinn Aufseherinn etc. verrichte, und endlich fast die nämliche Freude habe, über ein gerathnes Gericht, und ein gelungenes Gedicht. das ist alles mögliche nicht wahr? <...>

Jetzt bin ich ganz allein in der einsamsten Einsamkeit, in der ich mich je befand, denn die adligen Herrschaften sammt Kindern und Hofmeister sind alle auf einige Wochen verreist, es ist mir aber sehr behaglich dabey zu Muthe, denn ganz allein bin ich (auf einige Zeit) recht gern. Nun gute Nacht lieber Sprickmann grüßen Sie alles von mir was für meine Grüße Interesse hat und erinnern sie sich zuweilen Ihrer Katinka.

(Seweringhausen, 22. August 1808)

Recht herzlichen Dank für die große Freude die Sie mir mit Ihrem Briefe gemacht haben lieber Sprickmann. Wie hätte ich es auch erwarten können daß Sie guter Mann, so bald ihrer Katinka; mehr als Wort halten würden? Seyen Sie doch recht oft so fleißig, Sie wissen es nicht wie lieb mir jede Nachricht von Ihnen ist, <...>.

– durch die Entfernung wird mir alles was ich auf der Welt lieb habe doppelt theuer, das geliebte an dem geliebten Wesen gewinnt einen höheren Reiz für mich, und die mit ihm verlebte Zeit, war noch in der Gegenwart mir nicht so schön, als wenn die Erinnerung sie ausschmückt, die sorgsam nur die heitersten Bilder der Vergangenheit aufbewahrt, Entfernung macht die Liebe erkalten sagen einige, ich glaube wenn Sie erkaltet so kann die Trennung sie erwärmen; aber nein ich will der häßlichen Trennung die oft so kalt des Menschen Herz mitten in seinen frohsten Schlägen zusammen preßt, nicht mehr das Wort reden. <...>.

Die Stunden der Gartenwanderung sind Ihnen heute auch verdorben, mit dem kalten Herbstwetter, Sie stehen nun wohl am Schreibtisch und blättern, und schauen hinaus nach den fliehenden Wolken, um diese Zeit war ich sonst an Ihrer Seite, denken Sie auch daran? ich bin jetzt noch immer ganz allein, und kann nun herumlaufen nach Herzenslust sie sollten mich nur sehen in den Nußhecken herumkletternd; ich muß ja wohl klettern, denn es ist niemand da, der mir wie in vorigen Herbst, so artig, die Sträucher in die Hand gibt.
nun adieu für diesmal, bis nächstens.

Am 7ten September

Glaubten Sie lieber Sprickmann, daß es Ihrer Erinnerung bedurft hätte, dieses Tages nicht zu vergessen? Denk ich doch an jedem Tage in jeder Stunde fast, an Sie, und heute? – <...>.

– ich habe ihn auch gefeyert diesen schönen Tag – hier ganz allein – mein Lieblingsbaum eine schöne große Linde, wo die Kinder mir eine Rasenbank gemacht haben, ist von heute an mir geheiligt, durch Ihren Namen, dort habe ich gefleht, daß der, der Sie uns an diesem Tage gab, Sie lange noch gesund und froh erhalten möge!
ich weiß nicht warum mir die Thränen in den Augen stehn – mir ist so seltsam zu Muthe, – ich muß aufhören.

am 19ten October

Seit dem 7^{ten} 7^{ber}. sind mir nun so die Abendstunden des Sonntags verstrichen und ich weiß nicht was mich verhindert hat, sie mit Ihnen zu verplaudern, aber die Rasenbank unter meiner Linde wird kühl, und dort bin ich doch so gern bey Ihnen, jetzt seh' ich sie aus dem Fenster, wie der Herbstwind Ihre entfärbten Blätter in die Luft streut, und die Zweige immer lichter und lichter werden. Wie ist die Natur doch jetzt so schön?

eine wunderschöne Wehmuth erfüllt mich, wenn draußen das allmähliche Hinsterben der Wälder und die unter meinen Schritten rauschenden Blätter, die so schnell grünen und welken, das Bild der Vergänglichkeit vor meine Seele führen, und ich überlasse mich dann so gern diesem Gefühle, der Gedanke an den Tod wird mir vertrauter, erscheint mir so sanft wie das Welken der Blätter, wie das Sterben der Natur.

Heute war ich in unserm Eichenwalde, und da fiel mir ein daß, – dies der Tag ist an dem ich vor einem Jahre an Ihrer Seite mich der frohen Stunden freute, die Sie mir bereitet hatten, wissen Sie es noch daß wir uns an diesem Tage im Thiergarten verirrt? so eilt die Zeit dahin – mit unsren Freuden und Leiden, o wie gut ist es, daß wir für jene ein so wohlthätiges Gedächtniß haben, jetzt läßt die Erinnerung mir alle die heitern Stunden aufs neue genießen, ich bin heute den ganzen Tag über bey Ihnen gewesen. Jetzt ist es nahe an der Mitternachtsstunde und meine Augen versagen mir den Dienst: sie müssen es daher nicht übel nehmen daß ich vielleicht auf Unkosten der Ihrigen so geschmiert habe, gute Nacht.

am 4^{ten} November

Mein Brief ist jetzt fast zwey Monat alt geworden, und nun soll er auch in Ihre Hände befördert werden, <...>

Soll ich Ihnen nun auch von meiner Lectüre erzählen? ja nun gegenwärtig lese ich Rousseaus Emil und zwar in der Original Sprache. Herr Klems hilft mir zuweilen daraus zu übersetzen, und ich lese es mit vielem Vergnügen; die Henriade von Voltaire habe ich, ich kann ihr aber noch keinen Geschmack abgewinnen, vielleicht kömmt es daher daß mir das französische nicht geläufig genug ist, sie haben sie doch gelesen? und Mark Aurels Selbstunterhaltungen, die Lectüre ist doch ernsthaft genug nicht wahr? Und nun

lieber Sprickmann leben sie recht wohl, erinnern sie sich
zuweilen ihrer ihnen kindlich ergebenen
Katinka – Kitty heiße ich hier
(*Seweringhausen, 4. November 1808*)

Aber wie soll ich Ihnen danken guter Mann, daß sie
schwach und krank und von Geschäften beladen, die prosa-
isch genug ihren Geist an die öde Wirklichkeit fesseln, ihn
mit großer Geduld an meinen mit unzähligen Fehlern
beladenen Poesien, ermüden, ich bewundre ihre Güte,
denn ich hätte nicht geglaubt, daß sich diese Mühe für ein
so unvollkommnes Gedicht geben würden, wenn sie aber
glauben daß es werth ist in das elegische Silbenmaaß ge-
bracht zu werden, was mir wirklich nicht leicht seyn wird
<...>

– so schnell welken die Blüthen unsres Lebens wenn wir
uns kaum des Frühlings freuen so ist der schwüle Sommer
schon da mit seinen Lasten, und der kalte blumenleere
Herbst, bis uns Winter schnell wie die Natur ins Leichen-
tuch hüllt, aber sagten sie mir nicht

schaue hinauf zum entblätterten Zweige da
– schwillt schon die Knospe –

ich danke Ihnen für diese Weisung, das freye Anschauen
der Natur hat doch schon den Einfluß auf mich, nicht
mehr alle Dinge aus einem so trüben Gesichtspunkte zu
betrachten, aber ich weiß es nicht wie ich mich doch in
dieser Stimmung gefiel und gefalle, diese ungegründete
Schwermuth (möchte' ich wohl sagen) hat so etwas <*unle-
serliches Wort*> süßes, so wie ihre Verwandte die
Schwärmerey aber ich weiß es auch nicht ob sie ihr ver-
wandt ist.

am 17^{ten} 8ber

Ich komme so eben aus einem lebhaften Dispute auf meinem Zimmer, und bin ganz und gar stecken geblieben es betraf die Schöpfung von Haydn: ich muß sie zu Hülfe nehmen lieber Sprickmann denn ich glaube schon von Ihnen etwas darüber gehört zu haben, was meiner Eitelkeit Hoffnung gibt einen mächtigen Anhänger meiner Meinung an Sie zu gewinnen; mir scheint es nämlich daß diese Handlung sich nicht durch die Musik ausdrücken lässt, sie spricht mein Gefühl nicht wahr und deutlich an, denn wie könnte ich mir z.B. (auch bey der lebhaftesten Phantasie) in verworren durcheinander lautenden Tönen das Chaos vorstellen, und eben so undeutlich die Schöpfung des Lichts, wenn mich nicht die Worte „es werde Licht“ sagten, was ich mich hier denken soll, und ich auch selbst wenn ich weiß was es sagen soll, wenn meine Phantasie mir zu Hülfe kommt so werde ich doch nicht das deutliche Gefühl dieser Handlung haben, als wenn ein guter Mahler mir die Trennung des Lichts von der Finsterniß darstellt; nichts destoweniger hat mir die Schöpfung außerordentliches Vergnügen gemacht aber hätte ich nicht mit dem Gedanken sie gehört, es ist die Schöpfung, so war es mir doch nichts weiter als eine schöne Musik. – Dies klang nun aber so paradox und die allgemein berühmte und beliebte Schöpfung wurde so eifrig vertheidigt, daß ich wie gesagt, stecken blieb, und nun voll Verdruß nach Hülfe suche, denn so deutlich ich es auch fühlte was ich behaupten wollte, so schwer ward und wird es mir dies deutlich zu sagen, sie müssen mir also zu Hülfe kommen damit ich über meine Gegner triumphiren kann, habe ich mich aber in Ihrer Meynung geirrt, so schweige ich mäschenstill denn ergeben kann ich mich nicht. das thut ja auch kein Frauenzimmer. Und nun gute Nacht; wenn sie (wenn dies Blatt in ihre Hände kommt) nicht guter Laune sind, oder sie grade nicht Lust haben, meine Frage zu beantworten, so müssen

sie darauf nicht achten, und meiner kleinen Eitelkeit das unzeitige Begehren nachsehen.

am 22^{ten} xb

Für diesmal lieber Sprickmann, will ich Ihnen doch nicht wieder Ursache geben mit mir zu schmälern, denn so Gott will, sitzen sie morgen Abend mit meinem Briefe hinter den Ofen und denken ihrer Katinka wenn sie es den Tag über nicht gethan haben, und bis dahin will ich noch ein Stündchen mit Ihnen plaudern, und Ihnen erzählen was ich treibe. Bis auf eine Unannehmlichkeit gefalle ich mich hier noch immer recht wohl, nämlich die, daß ich Zeugin einer höchstunglücklichen Ehe bin, noch nie fühlte ich es so deutlich nie war ich so lebhaft überzeugt wie unseelig das Leben in diesem Stande ist wenn ich ihn für das ganze Leben theilen muß mit einem Wesen, das ich nicht lieben kann, und wer hat hier die Schuld? – größtentheils der Mann, wie denn das gewöhnlich der Fall ist wollt' ich sagen, aber nein das kam nicht aus meinem Herzen, ich glaube daß das Weib, mit seinem eigenthümlichen Charackter, den Sanftmuth und Güte bezeichnete versteht sich mit etwas Clugheit verbunden, jeden Mann (und wenn er auch tausend Schwächen hätte, nur keine eigentlichen Charackter-Fehler,) leiten und bessern kann, aber Welch ein hoher Grad dieser Tugenden gehört dazu, Welch ein Grad von Nachsicht und Geduld, und dann kann auch (diese Ehre muß man auslassen) das Weib am meisten zur Glückseligkeit der Ehe beitragen glauben Sie das nicht auch?

(Seweringhausen, 22. Dezember 1808)

Einen Landwinter habe ich also schon fast verlebt, und er ist mir so schnell vergangen als wenn eine ganze Menge Bälle Comedien und Konzerte ihn mir hätten verkürzen

helfen, man denkt sich den Winter so traurig und freudenleer, auf dem Lande wo man ihn so von allen Seiten vor Augen hat, aber nein das ist er doch nicht, die Natur ist immer schön, in allen ihren Veränderungen gibt sie dem denkenden Gemüthe neue Ideen neue Empfindungen, o so ein weites weißbekleidetes Gefilde unter einem heitren gestirnten Himmel ist ein herrlicher Anblick; und es fällt mir bey seinem Anschauen nicht ein, daß die grünende Erde und eine warme Frühlingsluft angenehmer seyen würden, heute gab die laue Witterung schon so einen Vorschmack vom Frühling ich wollte sie genießen und machte einen Spaziergang nach Ahlen aber du lieber Himmel ich armes Stadtdämchen berechnete nicht daß es draußen nicht aussehen würde wie auf den Straßen zu Münster, und habe recht landnymphenmäßig durch den Dreck patschen müssen, über Wallhecken bin ich gekrochen die so dornigt waren wie der Himmelsweg (nur mit dem Unterschied daß dieser zu einem alten Drecknest führte), bis wir gestiefelt und voll *<unleserliches Wort>* wieder zu Hause anlangten, aber lieber Sprickmann ich denke auch nicht daran daß sie sich wenig für meine dummen Streiche interessieren werden *<...>*.

Fastnachtsdienstag.

Vor einem Jahr da war ich um diese Stunde unter der geputzten münsterischen Welt unter der fröhlichen Tanzmusik, des Volks, und jetzt feyere ich den Fastnacht hier so ganz einsam, und will mir die letzten Stunden nun zu den angenehmsten dieses Tages machen, damit ich doch auch die Zeit wo alle Welt in Jubel und Fröhlichkeit ist, mit einer stillen Freude bezeichnen kann, die mit keinem bitteren Nachgenuß verbunden ist, wie ihn manche morgen fühlen werden, die mit leeren Herzen und zerrütteten Sinnen erwachen, ich fühle doch daß es sehr was entbehrliches um diese Art Vergnügungen ist, die Geist und Herz so leer und unbefriedigt lassen, und möchte wohl mit Ihnen sagen

daß man ohne besondre das Interesse fesselnde Gegenstände da zu haben, sich auf keinem Balle eigentlich amüsieren (ich weiß das Wort nicht deutsch zu sagen.) kann, aber das ist ein Vergnügen was sich der Ball nicht zuschreiben darf; aber doch der Gegenstand unsrer Liebe wird in jedem andern neuen Verhältniß neue Reize gewinnen, und so also auch heiter und froh, unter einer Menge sich der Freude hingebenden Menschen.

Aber nicht wahr lieber Sprickmann ich habe gut Philosophieren die ich hier mitten im Dreck vergraben bin und also wohl oder übel den Fastnachts-Freuden entsagen muß, wenn es drauf ankommt, so greif ich doch mit beiden Händen zu, wie andre Evens Töchter auch, aber sie kennen ja wohl ein junges Mädchenherz das noch nach den eitlen Weltfreuden hascht, ohne daß ich das meinige Ihnen so aufrichtig darlege.

Ich bin neulich mit einer Zuschrift vom Herrn Raßmann beehrt worden, worinn er mir seinen Epigrammen-Cyklus zum Neujahrgeschenk zustellt der Verfasser wird doch auch Ihnen nicht die Freude vorenthalten haben Sie damit bekannt zu machen, da er Ihrer darin so rühmlich gedacht hat, es war mir recht lächerlich, daß er meinen Namen darin in ein so dunkles Räthsel gekleidet hat, daß ihn ein Kind finden kann, unsre Mimigardia hat ja wie ich von Herrn Raßmann höre ein trauriges Schicksal, daß sie sich nicht am Mann bringen kann, eigentlich bin ich des sehr froh, mehr aus Eitelkeit als aus Bescheidenheit, das bekenne ich aufrichtig, nun bedaure ich den armen Herausgeber, der sie nun nicht in Münze verwandeln kann.

Die Mitternachts glocke schlägt und ruft mich zu Bette, sie liegen nun vermuthlich schon im tiefen Schlummer und wissen nicht daß ihre Katinka Ihnen so nahe ist. Gott segne Ihre Ruhe.

(Seweringhausen, 25. Februar 1809)

Ich wünschte Sie wären jetzt hier, und könnten ihre Glieder in der reinen Frühlingslandluft baden, o sie glauben nicht, wie angenehm es ist, die keimenden Blüthen und Blätter sich so allmählich an der lauen Luft entwickeln zu sehn, welchen schönen Eindruck die grünenden Eschen und Weiden in dem noch unbelaubten Eichenwald, und unter den traulichen Ueberbleibseln des Herbstes, wachen; jetzt scheint es mir wieder als ob es keine angenehmere Jahreszeit geben könnte als die gegenwärtige aber so geht es mir immer, und das ist ja wohl auch recht gut? <...>

Mama schrieb mir neulich, daß man sich in Münster darüber aufhält, daß ich als Dichterin in der Zeitung paradiere, ich kann es dem Publikum so ganz übel nicht nehmen, und habe es schon hundertmahl bereut, so nachgiebig und leichtgläubig gewesen zu seyn ich möchte Herrn Raßmann seine Oden und Briefe wohl anspeien, wie man doch immer klüger wird! Meine Muse ist kürzlich träge gewesen, sie kann den Kuchendampf nicht gut leiden, ich denke der Frühling wird sie wieder laben. Jetzt schlafen sie wohl lieber Sprickmann es ist fast elf Uhr sie sind Schuld daran daß ich die Mondfinsterniß noch zu sehn bekomme, doch ich sehe die Wolken haben ihn verfinstert. Ich umarme sie und bin von ganzen Herzen

Die Ihrige

Katinka.

(Seweringhausen, 29. April 1809)

Nun soll ich Ihnen auch von meiner Muse etwas erzählen, nicht wahr? oder hat der Geschäftsmann den Dichter und den warmen Musenfreund ganz verdrängt? sonst muß ich Ihnen leider sagen, daß sie mich kürzlich nicht oft besucht hat, mit den Herrn Rassmann bin ich auch sehr unzufrieden, haben sie nicht die Anzeige im westfälischen Anzeiger gelesen, wo er mich mit Vor- und Zunamen. Geburtsjahr-

und Ort, mit Wohnort und Benennung der gelieferten Gedichte, unter den andern Mitarbeitern setzt, von denen alle diese kleinen Nebenumstände nicht bemerkt sind? habe ich nicht Ursache lieber Sprickmann mich über diese Unbescheidenheit gegen mich von Seiten des Herrn Rassmann gekränkt zu fühlen? und kann ich es den Menschen übel nehmen wenn sie die große Eitelkeit eines jungen Mädchen tadeln, die dies bewilligt? mir scheint ich habe hier Recht, was sagen sie? Aber was sie sagen, das erfahre ich wohl sobald nicht, oder werden Sie mir vor meiner Abreise noch einmal die Freude machen, mich nur mit ein paar Zeilen schriftlich zu besuchen, doch stelle ich es Ihnen anheim und verspreche auch, daß ich nicht wieder ungehalten seyn und fest glauben will daß Sie mich doch nicht vergessen haben. Leben Sie recht wohl lieber Sprickmann! und lieben Sie immer
Ihre Katinka.

(Seweringhausen, 24. August 1809)

<...> wie es mir hier gefällt, und das geht dann noch so ziemlich, und eigentlich besser als ich es erwartet hatte, überhaupt lerne ich es noch gerade empfinden, daß der Ort unseres Aufenthalts keinen so großen Antheil an unsrer Zufriedenheit hat, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, ich bin überall zufrieden, wo ich von Menschen umgeben bin deren Umgang mir wenigstens nicht lästig ist –, dann und wann einen schönen Spaziergang, – und einige Stunden des Tages für meine Lieblingsbeschäftigungen habe, doch zufrieden heißt fraglich (wie wir dies Wort gewöhnlich gebrauchen) noch nicht, glücklich seyn? doch welcher Mensch kann sich dessen wohl rühmen? ich entbehre hier einigen vertrauteren oder eigentlich geistvollern Umgang. Sie verstehen mich – denn Sie kennen ja meinen Geschmack. Dafür habe ich aber nun hier einen angeneh-

meren Umgang mit der Natur, denn die Gegend um
Düllmen ist wirklich schön, es gibt hier Spaziergänge, die
im Sommer himmlisch seyn müssen, ich denke sie recht
fleißig zu besuchen; und will mich da für alle Freuden des
Stadtlebens schadlos halten, meine Muse soll mich dazu
begleiten und Sie werden noch viel davon hören und sehen.
(*Dülmen, 1. März 1810*)

Anlage:

Herbstgefühle. An Sprickmann

Gelb und röthlich umher, lacht noch in farbigen
Spiel, die sterbende Flur, eh' auch den welkenden
Schmuck, der schaurige Herbst ihr
Mit dem tödtenden Hauche raubt

Schön noch schmückt sich Natur, wie sich die Sterbende
Vor dem Scheiden noch schmückt, wenn der Erinnerung
Ihrer trauernden Lieben
Sie einst freundlich erscheinen will

Doch der Scheidenden Schmuck hüllet den nahenden
Tod im schönen Gewand, so die Vergänglichkeit
Die die welkenden Fluren
Noch mit lachenden Farben mahlt.

Aber näher heran, kömmt die Zerstörung nun
Jeder werdende Tag, jegliche kommende
Nacht, mit schaurigem Wehen
Rauschet kälter im Stoppelfeld

Tief in erblühtem Duft, schwindet am Horizont
Das aetherische Blau, lieblich umwaldeter

Höh'n, und lastende Wolken
Gürten dunkel des Himmels Raum

Stille herrschet umher Rinsale der Quelle nur
Und eintönig Geschrey dunkelgefiederter
Kräh'n, erfüllet die Lüfte
Und ihr rauschender Flügelschlag

In den Wipfeln umher, zittert nur einsam noch
Am entblätterten Zweig' leise ein sterbendes
Blatt, das bald auf den Schwingen
Reger Lüftchen hernieder schwebt.

Auch der Riese des Hains schüttelt das alternde
Haupt, mit leisem Geräusch sträubt der nördliche
Hauch, die sinkenden Blätter
In die wehenden Loken mir

Auf die Sterbenden hin seh' ich gedankenvoll
Wie zu Füßen sich mir, eines zum andern nun
Still versammelt bis alle
Sie der Schleyer des Winters deckt

Ach wo bist du nur Freund? der du durch rauschendes
Laub, auf herbstlicher Flur gern deine Schritte lenkst
Und der süßeren Wehmuth
Dann sanft träumend die Seele leihst

Wandelst einsam vielleicht du, und mit sinnenden
Blick, im Walde wo einst, dir ich zur Seite ging?
Ach des stillen Genusses
Jener Tage so innig froh!

Dort auch rauschte der Herbst, mit der zerstörenden
Kraft durch Wiese und Flur, aber an Freundes Hand

Wurden Sterbegedanken
Zum Gefühle der Freude bald.

Diesen Stunden der Lust, denkest du ihrer nun?
Denkest mein du vielleicht? mein! mit erheitertem
Blick? o froher Gedanke!
Daß im Geist du mir nahe bist

Weile weile bey mir, bis dich mit kosenden
Hauch' dies Lüftchen erreicht, und dir den Seufzer bringt
Der es freundlich dir sage
Daß ich liebend dir nahe bin.

Gedichte 1811-1814

An Klopstock

Klopstock, Klopstock! Edler, Erhabener,
Heiliger! o, dich zu fassen,
Hebt sich die trunkene Seele,
Sinkt im Flug und vermag es nicht.

Nicht dich nennen, weinen ach weinen nur
Und dich empfinden nur kann ich;
Sagen dir, wie ich dich liebe,
Kann ach die rinnende Thräne nur!

Aber wenn einst diese unvergängliche
Hülle zu Staub nun versinket,
wenn die entfesselte Seele
Schönerem Daseyn entgegenreift,

Dann Verklärter, dann bringt ein Seraph mich
Dir, wo du wandelst, entgegen;
Dort, wo mit ihm, den du sangest,
Du in Elysiums Hainen weilst.

Wohl mir, wohl mir, daß ich unsterblich bin,
Daß ich, o göttlicher Segen,
Dich mit Entzücken einst schauen,
Wie ich dich liebe, dir sagen kann.

8 An Klopstock.

- - - o, - - - - - o o
 - - - o - - - o o
 - - - o - - - o o
 - - - o - - - o o

Klopstock Klopstock, Kellen, Kufubrun!
 Heiliger, o die zu fußen
 Du hast meine frommen Duden
 Dinkel in Kay und warmen u. nicht
 Klopstock Klopstock, Kellen, Kufubrun!
 Heiliger, o die zu fußen
 Du hast meine frommen Duden
 Dinkel in Kay und warmen u. nicht
 Klopstock Klopstock, Kellen, Kufubrun!
 Heiliger, o die zu fußen
 Du hast meine frommen Duden
 Dinkel in Kay und warmen u. nicht

Reinschrift Gedicht „An Klopstock“ (Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster)

Am Vorabend des Frohnleichnamfestes

Still und hehr in seinem Heil'genschein
Wallt der Mond herauf am Eichenhain,
Wo das Abendroth in Grau zerfließt.
Von der Sängerin in Bluthenzweigen
Die im Silberglanz sich thauend neigen
Wird der traute Freund der Nacht begrust

Friedlich ruhn die blühenden Gefilde
Sich erquickend an des Abends Milde
Nur die erste Feurglocke tönt
Fernher, wie aus einem Edenthale
Ladet sie zum heiligen Liebesmahle
Das die Menschen einst mit Gott versöhnt

Ach wie trägt dies festliche Geläute
Sanft verhallend in die dunkle Weite
Meine Seele in der Kindheit Land
Als im Kreis der betenden Gespielen
Trunken von den seligsten Gefühlen
In der Unschuld heiligem Gewand

Am geschmückten Hochaltar ich kniete
Heiße Andacht mir die Brust durchglühte
Die in süßen Thränen niederrann
Ach so sehr! in jedem meiner Triebe
Fühlt ich mich durchdrungen von der Liebe
Die nur Gott! den Menschen schenken kann

Hingerissen und im ganzen Wesen
Wie von jeder Schwachheit nun genesen
Aufgelöst in reine Engellust
Freudig zitternd, und vor Sehnsucht bangen
Wallte in dem nie gefühlten Drange
Ungestüm die jugendliche Brust

Und als sie erschien die hehre Stunde
Wo zur Weihe in dem heiligen Bunde
Der Versöhner zu uns niederstieg
Als wir bebend zu dem Mahle wallten
Leiser nun der Orgel Töne hallten
Und die sanfte Feyerhymne schwieg

Ach da schwand vor meinen trunknen Blicken
Und vor meinem innigen Entzücken
Rings was irdisch und vergänglich ist.
Engel sah ich liebend uns umschweben
Unsre Seelen freudig zu erheben
Wo des Lebens Strom durch Palmen fließt

Gott! erhalte mir im Weltgewühle
Dieses Tages himmlische Gefühle
Meiner frühen Kindheit frommen Sinn
Laß mich ruhn an deinem Vaterherzen
Daß ich sey's in Freuden oder Schmerzen
Glücklich stets in deiner Liebe bin

O dann rannen diese Freudenthränen
Nicht umsonst, dann war dies heiße Sehnen
Nicht ein Spiel der Jugendphantasie
Was ich dort gelobte werd' ich halten
Nie o Gott! wird dir dies Herz erkalten
Was mir fühlend deine Huld verlieh.

Am Grabe eines Kindes
Seinen Eltern gewidmet

Schlummre sanft im Schooß der Erde
Kleines süßes Mädchen du,
Frey von jeglicher Beschwerde
Gingst du ein, in Gottes Ruh

Lächelst seelig auf die Lieben
Denen dich der Himmel gab
Ach allein zurück geblieben
Trauern sie an deinem Grab.

Aber wehrt dem stillen Harme
Trocknet diesen feuchten Blick
Aus des finstern Grabes Arme
Ruft ihn sie umsonst zurück.

Gott der euch dies Kind gegeben
Gott der es euch wieder nahm,
Sendet weislich unserm Leben
Wechselnd, Freude, Lust und Gram.

Preiset dieses Gottes Güte
Der voll Weisheit alles fügt
Der in seines Lebens Blüthe
Liebchen in den Schlaf gewiegt.

Seelig dort nun, weil hinieden
Es nichts Böses noch gekannt
Weil in stillem süßen Frieden
Ihm das kurze Leben schwand.

Hat es nie des Lebens Schmerzen
Nie des Lebens Last gefühlt
Hat umlacht von heitern Scherzen
Seine Tage froh durchspielt

Dieses Auge nun geschlossen
Lächelte nur Lieb und Glück
Keine Thrän' ist ihm entflossen
Hart erpreßt vom Misgeschick.

Sanft gewiegt im Mutterarme
Von des Vaters Huld gepflegt
Hat noch nie in finstrem Harme
Diese Brust sich schwer bewegt

Seinen Spielen seinen Freuden
Folgt Reue nicht und Schmerz
Und kein selbstgeschaffnes Leiden
Kannte noch sein junges Herz

Nur der Eltern süße Liebe
Schuf noch seine reine Lust.
Und des Bösen dunkle Triebe
Füllten nimmer seine Brust.

Seyd getröstet denn ihr Lieben
Traget das Geschick mit Muth
Freut euch des was euch geblieben
Gott ist weise ja und gut.

Blicket freudig zu den Höhen
Wo der junge Engel weilt
Wo euch einst zum Wiedersehen
Euer Kind entgegen eilt.

Adelbert und Adeline
Ballade

Horch! es schallet Glockenlaut
Rufet Bräutigam und Braut
Auf den Pfad zur Burgkapelle
Breiten Fackeln Tageshelle

Enge wird der Pfad und enge
Neugier locket Menschenmenge
Und die Diener des Altars
Harren schon des hohen Paares

Eine himmlische Gestalt
Naht. Von Silberflor umwallt
Und aus ihres Führers Blicken
Strahlet seeliges Entzücken

Aber mit gesenkter Mine
Wandelt Fräulein Adeline
Bis die Halle schön geschmückt
Nun das edle Paar erblickt

Und am Hochaltare knien
Beyde stillanbetend hin
Daß sich rings das Auge weide
An dem funkelnden Geschmeide

Aber sie mit leisem matten
Tone betet „Theurer Schatten
Der mich überall umschwebt
Wie mein Herz auch wiederstrebt“

„O vergib des Vaters Flehn
Konnt' ich nimmer widerstehn

Und es naht die ernste Stunde
Drohend unserm ew'gen Bunde

Sey versöhnt jene Welten
Werden mir den Kampf vergelten
Dort vereint der Gottheit Hand
Ewig was sie hier verband“

Wer reitet das Herz von Ahndung schwer
Den mondbeglänzten Pfad einher
Wer eilet sonder Rast und Ruh
Dem heiß ersehnten Ziele zu

O Adelbert Adelbert zeige dich bald
Es brennt die Fackel die Glocke erschallt
Und ehe der dämmernde Morgen noch graut
So ist dir verloren die liebliche Braut

Sieh dort glänzt im Mondenscheine
Schon der Thurm vom Weissensteine
Keuchend stürzt das edle Roß
Und der Ritter sieht das Schloß

Siehe da welch ein Gewühl
Welch Gewirre welches Spiel
Durcheinander in dem Hofe
Rennet Bube Knapp und Zofe

Ihn ergreift banges Schaudern
Kann nicht vorwärts, mag nicht zaudern
Bange Ahndung drückt sein Herz
Und ein unbestimmter Schmerz

Endlich ruft er überlaut
Bube melde mich der Braut

Ha wo find ich Adeline
Fragt er dann mit starrer Miene

„Fremdling bist du erst gekommen?
Hast die Kunde nicht vernommen?
Suchst du Fräulein Hofeneu
Kömmst noch früh genug zur Treu“

Ha! was Buben frecher Mund
Macht mir diese Lüge kund?
Knabe wagst du mich zu äffen
Möge dich Vernichtung treffen.

Und er schwingt sich auf den Rappen
Des erstaunten fremden Knappen
Spornst das Roß und fliegt im Nu
Dem bekannten Ziele zu

Und in die geschmückten Reihn
Stürzt er athemlos hinein
Sieht sie am Altare knien
Seine matten Sinne fliehn

„Ists ein Traum der mich verwirrt
Trugbild was mein Aug' umschwirrt
Welche werden dort getraut
Nennt o nennet mir die Braut

„Rudolph Graf von Löwenklau
Und die Braut heißt Hofenau“
Schwindelnd an der Kirchenpforte
Lehnt er bey dem Donnerworte

Aber rasch mit wildem Grimme
Treibt ihn der Verzweiflung Stimme

Durch die bangerstaunte Schaar
Athemlos zum Hochaltar

„Ha verworfne Heuchlerin
Schlange fahr zur Hölle hin
Daß dich ihre tausend Qualen
Für den falschen Schwur bezahlen

Ach! die ausgestreckten Arme
Sinken, und das lebenswarme
Blut entfließt; in Todesschmerz
Zuckt des Mädchens treues Herz

„O du heißgeliebter Mann
Blicke mich versöhnend an
Nimmer hab ich dich betrogen
Schändlich nur ward ich belogen

Deines Todes falsche Kunde
Zeugte diese Schreckensstunde
Lebe wohl vergib wie ich“
Sprach sie leise und erblich.

Seines Zornes Flamme schwand
Mit dem Druck der theuren Hand
„Engel kannst du mir vergeben
So versöhne dich mein Leben.“

Eh die starre Meng es wehrte
Sank er hin ins eigene Schwerte
Der geweihte Teppich trinkt
Mörderblut, der Ritter sinkt.

Es knistern die Lampen es flackern die Kerzen
Es hebt sich ein Schatten mit blutigem Herzen

Und winket und winkt und *<unleserliches Wort>* sie nicht
Er schwindet im bläulichen Flammenlicht.

Die stille Tugend!

Für Heldenthaten blühen Lorbeerkränze
Der Helden Tugend lohnt Unsterblichkeit
Und Fama trägt bis an der Erde Gränze
Den Ruhm der sieggewohnten Tapferkeit

Entflammt von des Triumphes stolzem Glanze
Begannen Roms Beherrscher einst die Schlacht
Und mit dem heißerkämpften Siegeskranze
Ward Jubeldank dem Kämpfer dargebracht

Die hehre That voll Stärke zu vollbringen
Stürzt Curtius sich in den offenen Schlund
Begeisterung half den großen Sieg erringen
Sie macht der Nachwelt seinen Namen kund.

So einst Leonidas im Perserkriege
Der große Scävola beym Opferheerd
Und was bis auf Eugens und Friedrichs Siege
Uns die Geschichte noch bewundern lehrt.

Sie sind belohnt, der Ruhm kränzt ihre Mahle
Und zeigt dem Wandrer ihrer Stätte Moos
In ihres Thatenglanzes ew'gem Strahle
Sonnt sich der späte Enkel kühn und groß.

Wer aber sucht in ihren niedern Hütten
Die anspruchlose stille Tugend auf?
Wer flicht den Kranz für engelreine Sitten
Wer lohnt den sorgenvollen Lebenslauf?

O du die wie des Lenzes holde Blume
Bescheiden dich im dunkeln Schatten hüllst
Und, ohne Durst nach einem andern Ruhme
Nur deinen Kreis mit süßem Duft erfüllst

Dir fließt des Lebens ungetrübte Quelle
Voll reicher Fülle in der eignen Brust
Und gleich des blauen Aethers reiner Helle
Ist rein dein Herz, dein Leid und deine Lust.

Mit Wonne kränzend jedes Wesens Leben
Beglückst du freudig was dir liebend naht
Wo ist der Gram dem du nicht Trost gegeben
Die Thräne die umsonst dein Mitleid bat?

Zum edlen Wirken schnell dich zu beseelen
Bedarfs nicht Ruhmes nicht des Beyfalls Macht
Du wirst das Gute, weil es gut ist, wählen
Und eh' du wähltest, hast du es vollbracht!

Auf deiner Stirn, die Glorie stiller Milde
Und Engelgüte in dem Angesicht
Verklärt aus paradiesischem Gefilde
Ein sanfter Strahl dich in des Himmels Licht

O stille Tugend deine niedre Wohnung
Umschließt die höchste Erdenseligkeit
Des reinsten Friedens göttliche Belohnung
Erfüllt das Herz das sich dir liebend weiht

So sey denn dir mein heißer Dank gesungen
Du willst ja nicht der Menge lauten Ruhm
Und nur der Liebe wahren Huldigungen
Eröffnest du dein innres Heiligthum

So ungekannt, wie deines Lebens Stille
Sey dir dies Lied du Himmlische geweiht.
Dir gilt des Herzens reine warme Fülle
Ja mehr, als Lorbeer und Unsterblichkeit

Herbstphantasie, an den Geliebten

Schwarze düstre Wolken ziehn
An die fernen Höhn
Bang gescheuchte Vögel fliehn
Rauhe Winde wehn.

Einsam schleicht der Wanderer
Ernst und tief verhüllt
An des Stromes Rand daher
Wie er rauscht und schwillt

Sieh es schüttelt ihm der Strauch
Regentropfen nach
Nordwind weht mit kaltem Hauch
Blätter in den Bach

Weh o weh so bist du hin
Holde Frühlingslust
Ach und kalte Schmerzen ziehn
In die warme Brust

Bang und einsam harr ich hier
Im entfärbten Hain
Keine Thräne bringt dich mir
Und ich bin allein

Ganz allein mit meinem Schmerz
Mit des Sehnsens Harm

Und du kömmt nicht an mein Herz
Nicht in meinen Arm?

Ha wie schauerlich und kalt
Ist es um mich her
Welches Schmerzes Allgewalt
Macht das Herz so schwer?

Weh o weh! du bist dahin,
Holde Frühlingslust;
Ach und kalte Schmerzen ziehn
In die warme Brust.

Antwort auf H. v. Kotzebues Ausbrüche des Mismuths

Kühner Frevler darfst du wagen,
Deinen Schöpfer anzuklagen,
Daß er dich ins Leben rief?
Du der Seeligkeit Geweihter!
Ist denn auf der Wesen Leiter
Deine Stufe dir zu tief?
Nein o Mensch du bist nicht wenig,
Bist der Erde einz'ger König
Und des Schöpfers Ebenbild,
Der mit diesem regen Streben
Nach Glückseligkeit und Leben
Nicht vergeblich dich erfüllt.
Schau umher auf diese Erde,
Die auch des Allmächtgen Werde!
Einst dem Chaos sich entwand;
Wie nach ewigen Gesetzen,
Die kein Zufall mag verletzen,
Sie unwandelbar bestand.
Nichts erfüllt den Platz vergebens,

Den ihr Gottes Weisheit wies,
Der dem Keim des jungen Lebens
Schon im Moder ruhen ließ.
Heute siehst du noch vergehen
Durch die Allgewalt der Zeit,
Was im schöneren Entstehen
Morgen herrlich sich erneut.
Dieser Leib der dich umhüllet,
Sinket sterbend einst hinab,
Doch die Kraft, die ihn erfüllet,
Singet über Tod und Grab.
Dieses Denken und Erfinden,
Diese heiße Wißbegier,
Werden dort nur Ruhe finden,
Bürgen ewge Dauer dir,
Nun wohlan dann! wirst du leben
Frage nicht was soll ich hier?
Brauche was dir Gott gegeben
Und beneide nicht das Thier
Sind denn die beschränkten Freuden
Seines Daseyns Neidens werth?
Daß es die Natur bekleiden
Darf, daß es sich selbst ernährt?
Danke du dem Gott der Liebe
Daß dich Mutter Huld gepflegt
Daß wo ihr die heiligen Triebe
Zarter Frau ins Herz gelegt
Sich voll Lieb und voll Erbarmen
Hielt sie dich mit süßer Lust
In den weichen Mutterarmen
An der treuen Mutterbrust
Freude bringt das erste Lallen
Und des Menschen erster Gruß
Seine Lebenstöne schallen
Ist der Seinen Hochgenuß
Liebe heißt ihn hier willkommen

Liebe sorgt und dankt für ihn
Unter Brüdern aufgenommen
Leitet Liebe das Bemühn
Daß ihn jedem Unfall wehret
Bis er sich durch eigne Kraft
Selbst bewacht und selbst ernähret
Denkt erfindet, wirkt und schafft
Nicht im Haar und Erdenkleide
Kleidete ihn die Natur
Aber Leinen Woll und Seide
Baut das Thier ihm und die Flur
Silber Gold und Edelstein
Hat die Erde nicht allein
Sieh sogar das tiefe Meer
Gibt den Schmuck des Menschen her!
Daß er webe wirkt und nähte
Dazu ward ihm Kopf und Hand
Was ihn mangle überzähle
Gab der Schöpfer ihm Verstand
So gelangt er stufenweise
Wie auf Erden weit und breit
Stets im selbigen Geleise
Alles wird lebt und gedeiht
Zu den hohen Fähigkeiten
Die ihn wirklich angewandt
Sicher einst zum Ziele leiten
In das schöne Heimatland.
Wenn ihn Leidenschaften quälen
Rachsucht Ehrgier Stolz und Neid
Sich zu wappnen und zu stählen
Gab ihm Gott die Fähigkeit
Stärke übt sich nur im Ringen
Nur im Kampfe wirkt die Kraft
Hindernisse zu bezwingen
Und die Macht der Leidenschaft
Hat er diesen Sieg errungen

Kraftvoll sich empor geschwungen
Ist von bösen Mängeln rein
Dann dann ist es ihm gelungen
Unter Menschen Mensch zu seyn
Demuth Mäßigkeit im Glücke
Ohne Falschheit ohne Neid
Freundlich ohne Rank und Tücke
Frohsinn und Genügsamkeit
Thränen für des Leidens Leiden
Trost für jeden Freuden Schmerz
Mitgefühl für andre Freuden
Und ein wahres offnes Herz
Wenn des Lebens kurzer Pfad
So sich selbst geebnet hat
Geht von aller Welt befreundet
<unleserliches Wort> unangefeindet
Heiter und voll seelenruh
Seinen schönen Zielen zu
Mag das Schicksal dann ihn necken
Mag ein Unfall ihn erschrecken
Blickt er stets mit Zuversicht
Hin zu Gott und wancket nicht
<unleserliches Wort> zu sich mit festem Muth
Was Gott füget das ist gut

An die Deutschen im Jahr 1814

Auf Söhne Deutschlands gürtet euch
Mit Heldensinn und Muth
Der süßen Rache Stunde schlägt
Es wage wer die Waffen trägt
Im heiligen Kampf sein Blut
Beginnt den ehrenvollen Streit
Daß Frankreichs Veste bebt
Werft ab das fremde Sklavenjoch

Zeigt daß in euren Herzen noch
Der Stolz der Väter lebt

Daß Herrmanns großer Heldengeist
Euch leite daß der Muth
Der lähmend ihren Adler Flug
Die stolzen Legionen schlug
Auf seine Enkel ruht

Es kam daher aus fremden Land
Ein Volk so frech und kühn
Besudelt noch von Königs Blut
Sahn wirs mit stolzem Uebermuth
In unsre Hütten ziehn

Von dem Despoten angeführt
Des schändlichen Verrath
Der Deutschen stolzen Nacken bog
Um Glück und Freyheit uns betrog
Und Recht und Brauch zertrat.

Nichts war zu heilig und zu groß
Für diese Frevler Hand
Der selbst der Kirche heilig Haupt
Der Freiheit und des Throns beraubt
In schnöde Fesseln band.

Ehrwürd'ge Männer mühevoll
Im Staatendienst ergraut
Verschmachteteten vor Gram und Noth
Vergebens rief um täglich Brod
Ihr banger Jammerlaut.

Umsonst rang Mutter, Schwester, Braut,
Wehklagend ihre Hand
Er lachte der Verzweiflung Hohn

Nahm Bruder Bräutigam und Sohn
Ihm galt kein heilig Band.

Da zogen sie die Armen hin
Und wussten nicht wofür?
Im kalten Norden floß ihr Blut
In Strömen, seiner Herrscherwuth
Und seiner Raubbegier.

Doch wer ists der die Frevel all'
Die er verübte, kennt
Durch Thronenraub und Menschenmord
Spinnt sich die Blutgeschichte fort
Die diese Greuel nennt

O Deutsche laßt vergebens nicht
Dies Blut um Rache schreyn
Vergeltet ihm den Übermuth
Und tauchet in Franzosen Blut
Die deutschen Schwerter ein.

Zieht hin und bietet kühn dem Tod
Die starke Männerbrust
„Mit Gott für Recht und Vaterland.“
Reicht euch zum Kampf die Heldenhand
Und kämpft mit Heldenlust.

Dann mag wie einst nach Herrmans Schlacht
Im Teutoburger Hain
August die deutsche Siegerhand
In Varus Niederlag' empfand
Des Wüthrichs Schicksal seyn

Dann segnet auch Germania
die eure Hand befreyt
Gefesselt liegt die Tyranney

Wir athmen wieder stolz und frey
Wie zu der Väter Zeit.

Euch wird dem blut'gen Siegesfeld
Unsterblichkeit entblühn
Und deutsche Mädchen werden euch
Den Lorbeer und den Myrthenzweig
Stilldankend auferziehn.

*Auszüge aus Briefen an Sprickmann
(1810-1824) und weitere Quellen*

Da bin ich dann nun wieder in Düllmen lieber Sprickmann, und habe die Meinigen alle gesund und munter wieder gefunden...

Lieber Sprickmann! ich hätte Ihnen nun wohl etwas wichtiges zu sagen, und nicht wahr Sie errathen leicht was. Ich war ganz überrascht, Sie durch meinen Vater von meinen Verhältnissen zum Dr. Schücking bereits unterrichtet zu sehn, aber wie angenehm überrascht mir dann der Inhalt Ihres Briefes sagte, lieber, guter Sprickmann! ich küsse Ihnen hundertmal die Hand, für den warmen Antheil an meinem Schicksale für die Liebe mit der Sie meiner in Ihrem Briefe erwähnt haben, Sie sind indem Sie das stete Nein meines Vaters wankend machten meinen Wünschen zuvorgekommen. <...>

Glauben Sie aber nicht lieber Sprickmann daß es mir nicht manche Stunde des Nachdenkens gekostet hat, eh' ich nicht meinem Herzen sondern meinem Verstande das entscheidende Ja abgenommen, aber dachte ich dann, wo kann ein Mann mir Sicherheit gegen alle Unfälle des Lebens geben, muß sich doch jedes Mädchen darauf gefaßt machen sowohl Leiden als Freuden mit dem Mann zu tragen, mit dem sie das ganze Leben durchwandeln will, und am Ende ist es doch so mehr was Kleist sagt „des Lebens Kürze ist nicht werth der Anschläge Dauer“ so will ich denn der Vorsicht es anheim stellen was sie für mich thun wird, und ohne Furcht in die Zukunft blicken, mir scheint es als könnte man nie ganz unglücklich seyn, wenn gegenseitige Liebe bereit ist jedes Schicksal zu erleichtern, und man ohne Reue in die Vergangenheit blicken darf.

(Dülmen, 17. August 1810)

Gefühl für Religion, für das Gute und Schöne, Reinheit der Sitten, und Empfänglichkeit für die stillen heiligen Freuden des häußlichen Lebens, das waren immer die Grundzüge womit sich das Gemählde des Mannes schmückte dem ich angehören möchte, wohl mir daß ich ihn fand! wohl mir! daß ich nicht das Schicksal jener Unglücklichen theilen werde, die, Convenienz zum Altare leitet – die ihr ganzes Leben hindurch eigner oder andrer Thorheit, zu beweinen haben; denen der Himmel keinen so liebevollen Vater, keinen so väterlichen Freund schenkte wie mir. <...> ich habe nun die Schriften von Meta Klopstock gelesen, ach lieber Sprickmann! das ist etwas herrliches, Sie hätten mir wirklich dieses Buch nicht vorenthalten dürfen, was für selten heilige Gemüther, dieser Klopstock und seine Meta – welche innige Liebe, und eine solche Demuth und Gottesergebenheit, bey solcher Stärke des Geistes. ich kann es gar nicht aussprechen wie wunderbar mich das ergriffen, wie das Schicksal der Verlaßnen mich gerührt hat. – ich habe angefangen das Buch, da es nicht stark ist, abzuschreiben, und habe berechnet daß wenn ich dieser Beschäftigung jeden Abend ein paar Stunden widme ich ohngefähr in sechs Wochen damit fertig seyn werde, darf ich es wohl so lange behalten?

(Dülmen, 6. Oktober 1810)

In der Folgezeit spielen die Werke Klopstocks und seiner Frau Meta eine zentrale Rolle im Briefwechsel, was hier nicht im Einzelnen rekapituliert wird. Katharina Schücking entleiht sich von Sprickmann wiederholt Werke Klopstocks und nimmt diese zum Anlass weitläufiger Reflexionen.

Neulich schickte Herr Raßmann, mir, oder vielmehr meinem Vater, (denn mir schreibt er gar nicht mehr) ein Gedicht welches ihm ein gewisser Martini Laguna (deßen

Name mir übrigens unbekannt ist) zur Aufnahme im zweiten Jahrgange der Mimigardia, zugeschickt hatte, es ist eine Antwort auf mein Herbstlied im vorigen Jahrgang, im ähnlichen Silbenmaasse, im ganzen gefällt es mir wohl, nur die Composition nicht. Herr Raßmann hat es Ihnen wahrscheinlich schon mitgetheilt. <...>

nun noch etwas neues, ehestens werden Sie nämlich, in der Litteraturzeitung, auch das Düllmsche theater recensiert finden, der Plan dazu ist wenigstens fertig, der erste Liebhaber, und die erste Liebhaberin wie auch ein gutes Locale sind vorhanden, es fehlt uns nur noch an vorräthigen Stücken zur Auswahl, an hinlänglichem Personale an Decorationen, an Eifer für die Bewerkstellung des ganzen, und an einem theater rezensenten, den wir über alles nöthig haben.

(Dülmen, 17. November 1810)

Hierbey erhalten Sie nun Ihre Meta Klopstock! herzlichen Dank dafür daß Sie mir das Buch mittheilten. aber werden Sie mich nicht für unbescheiden halten wenn ich Sie nun bitte, mir wo möglich, für kurze Zeit „Klopstocks Briefwechsel“ zu leihen? dieses Werk hat mich gar zu sehr interessiert, als das ich nicht wünschen sollte ein ähnliches zu lesen. Ueberbringerinn dieses wird mir das Buch (in Fall Sie die Güte haben wollten es mir zu schicken), mitbringen, und in einigen Wochen werden Sie es wohlbehalten sicher zurückerhalten, der junge Maas geht dann vermuthlich nach Münster, und nimmt es wohl mit.

Die Ballade die ich Ihnen neulich zu schenken versprach ist noch nicht zur Vollendung gediehen, sie ist durch eine en depot verfertigte dramatische Scene unterbrochen, diese ist betitelt „der triumph der kleinstädter“ der Dr. Wesemer (von dem ich Ihnen wenn mir recht ist, schon einmal schrieb) gab dazu die Idee an, im vollen Verdrusse über sein

gescheitertes Project zu unsrer Sonntagsgesellschaft, die hier unter dem Namen Bildungsthee bekannt ist, sie war schon völlig eingerichtet und von Dr. Wesener und mir durch ein Declamatorium (eine Scene aus dem Torquato Tasso von Göthe) eröffnet, aber da wurden einige Mitglieder durch das Geschwätz der Leute bewogen, auszutreten, weil man sich doch nicht wollte lächerlich machen lassen, und so waren die Uebrigen ihrer geringen Anzahl wegen gezwungen ebenfalls auseinander zugehn, wie die babilonischen thurmbauer, dort war Sprachen- und hier Meinungen Verwirrung die Ursache, die Scene unsres Dramas ist in der Wirthsstube, worin ein gewißer Herr sich also vernehmen läßt:

Hatte auch im Vorübergehn
Gestern Abend durch die Lade gesehn
Da haben sie alle beym Theetisch gesessen
Von Erdmanns Zwieback dazu gegessen
Jeder trinkt dann etwa zwey Tassen
Worauf sie alle sich hören lassen
Der Doctor Sturm und die Mamsell Strauch
(Sind wie rechte Narren auch)
Haben wie heißt es doch – declamirt
Mit Kopf und Hand gesticuliert
Hättens nur einmal sollen sehn
Ich meint vor Lachen zu vergehn
Drehten die Augen im Kopfe herum
Als stünden sie auf dem theatrum
Weis nicht was sie da vorgetragen
Doch liessen sies aus dem Buche sich sagen
Mögen Komedien Bücher wohl seyn,
Schmissen sie lieber ins Feuer hinein

Jungfer Schnatter: Nein da lob' ich mir meine Art
Habe mich allzeit davor verwahrt
Habe nimmer kein Buch gelesen

Kenne nichts von dem unnützen Wesen
Gehe lieber am Fenster stehn
Und sehe die Leute zur Kirche gehen. –

So viele zur Probe, sie sehen das meine fromme Muse auch satyrisch sein kann, ja nun es wird ihr angethan; Aber vielleicht komme ich Ihnen ganz unrecht mit meinen Plauderungen, und störe Sie unangenehm in wichtigeren Beschäftigungen, legen Sie dann meinen Brief bey Seite lieber Sprickmann, und nehmen ihn wieder zur Hand wenn Sie gerade nichts bessres zu thun wissen.

(Dülmen, 1. Januar 1811)

Da sitz ich wieder am Schreibtisch und habe ein paar Stündchen Zeit, eh die Glocke zu Bette ruft, ich will nun Ihren lieben Brief hübsch ordentlich beantworten. Wohl haben Sie recht lieber Sprickmann! daß Ergebung das Größte ist was der Mensch erringen kann, und wer ist wohl jetz so glücklich daß er nicht dieser Stütze bedürfte um nicht zu erliegen unter all den Schicksalen die seit vielen Jahren unsre Erdgegend trafen? Ist es nicht ganz wahr?

„Gebunden führt der Schmerz uns alle durch das Leben
Sanft, wenn wir willig gehen, rau, wenn wir widerstreben.“

so lassen wir denn willig gehen, mir deucht, der (den äußern Umständen nach) unglücklichste Mensch, ist doch noch immer sehr glücklich gegen den, der keine Zukunft glaubt, so ein Mensch ist mitten im Genuße aller Güter dieser Erde, sehr bedauernswerth, um wie viel mehr dann, wenn alle diese angebeteten Götzen ihn verlassen, und er sich dann nirgends halten, nirgends Trost finden kann; das mag ich mir gar nicht denken. <...>

wir hatten wie Sie wissen einen Plan zu einer sonntägigen Gesellschaft entworfen, oder vielmehr der Dr. Wesemer (ein großer Belletrist) hatte es gethan, worinn vorgeschlagen ward, daß mann an irgend einem Hause, zum thee zusammen kommen, und sich dann so gut als möglich mit musicieren, declamiren kleine Gesellschaftspiele machen, u.s.w. oder auf irgend eine Art, amüsieren wollte; das war nun alles gut die Gesellschaft hatte einmal an den Häusern allen Mitgliedern die Runde gemacht, und der Dr. Wesemer und ich, hatten nun eine Scene aus den Torquato Tasso von Göthe einstudiert, womit wir das Declamatorium eröffnen wollten, sie wurde an dem dazu bestimmten Abende aufgeführt, und wir erndteten vielen Beyfall nur dem Herrn v. Schilger (den einzigen bejahrten in der Gesellschaft) sah ich es gleich an, daß es ihm nicht nach dem Kopf ging, er war den ganzen Abend mürrisch, seine töchtern durften an keinem Spiele theilnehmen und als mann ein tänzchen vorschlug, sagte er ganz trocken „das ist wieder die Abrede“ und ging zu Haus, wir übrigen zerbrachen uns nun die Köpfe über dies Betragen, der eine meinte, der Herr von Schilger sey böse daß mann ihm nicht das Präsidium der Gesellschaft gelaßen habe, ein anderer meinte, mann hätte seine Töchtern zuerst zum Declamiren auffordern sollen, um ihn zufrieden zu sehn, u.s.w. kurz alle kamen dahin überein, daß es beleidigter Stolz sey. (aufrichtig gesagt kann ich auch den Herr von Schilger nicht leiden, er ist für mich ein unerträglicher Mensch, ob ich ihm unrecht thue weis ich nicht, aber ich halte ihn auch für ungeheuer stolz.) am andern Tage sprach mann in der ganzen Stadt von dem neuen Bildungsthee, log dabey allerhand unkluges Zeug, wie das dann gewöhnlich ist, worüber wir uns herzlich amüsierten; der Herr von Schilger aber nahm dies zum Vorwand um aus der Gesellschaft zu treten, ihm folgte eine andre hiesige Familie, die sehr mit ihm liiert ist, und nun sah das noch übrige kleine Personale sich genöthigt sie ganz aufzugeben, bey dem allen hatte nun Herr von Schilger den

dummen Vorwand, er sey in einer Lage, in der er sich an dem Geschwätze der Leute stören müße. Der Dr. Wesemer, als Stifter der Gesellschaft, entwarf nun, voller Verdruß über den in seinem Hause erfolgten kahlen Ausgang der Sache, den Plan zu der erwähnten Komödie, und bat mich ihm zu helfen, ich fing eine Scene an, indeß, meine Muse ist an den Satyrisieren gar nicht gewöhnt, und so hatte sie sich bald erschöpft, mit dem ersten Aerger verflog auch schon die Lust zur weitem Ausführung der Sache, was dann fertig geworden ist, denke ich (wie gesagt) beilegen zu können. Auf diesen Fall bitte ich Sie aber im Voraus sich zu erinnern, daß Sie es niemanden als sich selbst zuzuschreiben haben wenn Sie sich bey meiner dummen Geschichte so wohl als bey der Komödie, Errugiren. <...>

Es fehlt mir jetzt an Zeit um Ihnen die versprochene Komödie aufzuschreiben, nächstens schicke ich sie Ihnen und noch viele andre schöne Sachen.

(Dülmen, 20. Februar 1811)

Was ich Ihnen auch erzählen wollte – ich habe mir von meinem Onkel die *Messiade* nun gehohlt, und fürs erste geliehen und benutze die Muße die mir hier so reichlich zu theil wird, sie vollends zu lesen, und die Einsamkeit, ihre Schönheit ganz zu empfinden und auf mich wirken zu lassen, dann überlaße ich mich so ganz und gern den seeligen Wirkungen, der Glut des Gefühls für den erhabenen Gegenstand dieses Gedichts, die aus jeder Strophe zum Herzen dringt, wenn dann die Empfindung eine Höhe erreicht hat, auf der sie ausruhen muß, wie angenehm ist es dann, sie bey einzelnen Naturgemälden verweilen zu laßen, die auch Klopstock so einzig schön darzustellen weiß „schön stieg über die Cedernwälder der Morgen herunter“. ich will den *Messias* noch nicht mit Schücking lesen, den ich in Hinsicht seines Gefühls für Religion zuweilen – darf

ich es auch sagen? – mit Klopstock zu vergleichen wage, lachen Sie mich aber nicht aus, sonst behalte ich so etwas nächstens für mich. ich kann Ihnen indeß Stellen aus seinen Briefen zeigen, die mich zu dem Vergleiche veranlassen <...>

ich habe nie ein männliches Wesen so tief erschüttert gesehn als Schücking in dieser Stunde, ich werde sehr geliebt lieber Sprickmann! und bin nun recht glücklich, da ich mich meiner Hoffnung einer ewigen Vereinigung mit ihm, nun nicht mehr so ängstlich und ungewiß überlassen darf, ich wüsste sonst denen die für mein Glück besorgt waren und mir deshalb oft Vorstellungen machten, leider nichts gegründetes zu antworten, jetzt aber da Schücking angestellt ist kann ich sie beruhigen. wenn auch noch einige Jahre verfließen müssen eh' unsre Verbindung statt finden kann, das macht mich um nichts minder glücklich, denn ich halte die Epoche des menschlichen Lebens in der wir beyde uns gegenwärtig befinden, für die glücklichste, ganz unbedingt. meinen Sie das nicht auch? und deshalb ist mir meines Glückes wegen nichts unwillkommen was mir noch lange den süßen Namen Braut erhält.

(Seweringhausen, 1. Mai 1811)

<...> so muß ich Ihnen noch eh' ich's vergesse, sagen, daß ich in meiner sogenannten Bibliothek einen Band des deutschen Museums gefunden habe worin Ihr Name steht, ein gewisser Retenbacher hat mir das Buch geliehen, vor langer Zeit, und sich nicht weiter darum bekümmert, gehört es Ihnen noch und soll ichs Ihnen wieder zuschicken? vielleicht fehlt Ihnen nun dieser Band an der Sammlung.

Daß die Ballade Ihren Beyfall nicht erhalten hat vermuthete ich wohl, und habe mich also doch diesmal nicht geirrt. Schücking will auch keinen rechten Geschmack daran finden, und was Sprickmann und Schücking nicht leiden

mögen das taugt auch nichts, ich merke wohl ich muß mich bey meinen lieben Naturgemähdlen halten, wenn auch ein englischer Dichter sagt „die immer mahlende Poesie ist wie ein Gastgebot von lauter Brüchen <unsichere Lesung>.“

Nun will ich Ihnen denn auch eine münsterische Neuigkeit erzählen, die Sie sich zwar von Düllmen aus nicht würden berichten lassen dürfen, wenn ich nicht vermuthete daß Sie wohl nicht bis in krummen Timpen gedrunge ist, lassen Sie sich das einmal erzählen: Neulich sagt mir ein gewisser Herr aus Münster, unter so großen Vorbereitungen Entschuldigungen u.s.w. daß ich beynah zu zittern anfang, es sey in Münster in einigen Weingesellschaften ein Gemähde producirt welches auf keine vortheilhafte Weise auf mich Bezug habe, (nun krigte ich es erst recht mit der Angst, und meinte wunders was mann mir möchte böses angedichtet haben) aber nun fiel mir ein Stein vom Herzen, das Gemähde stellt vor: den Parnass auf dessen Gipfel die ersten deutschen Dichter Klopstock u.s.w. thronen, in der Mitte stehen Bürger, Voss, Hölty etc. am Fuße des Berges aber, Vagedes Raßmann, und die Mitglieder der Mimi-gardia und – nun geben Sie wohl acht, unten am Boden liegt Katharina Busch in einer kläglichen Ohnmacht indeß die Erdschollen vom Parnass auf sie herabstürzen. ist das nun nicht zu arg? daß mann mir nicht einmal die Ehre vergönnt bey Herrn Raßmann und Vagedes zu stehen? Wie soll ich es nur machen daß ich mich wieder aufkrabbele? ich hoffe lieber Sprickmann Sie werden mich mitleidigst bey der Hand nehmen daß ich mich durch Ihre Kraft wieder vom Boden erhebe. Der Mahler ist nicht bekannt.

Uebrigens bin ich kürzlich wieder recht fleißig gewesen, die Sonntags-Stunden die ich ehemals in Ihrer Gesellschaft verlebte finden mich jetzt gewöhnlich am Schreibtisch, ich habe angefangen mir ein Gebethbuch zu schreiben, weil ich bisher noch keins fand daß so recht nach meinem Geschmack ist, auch ein Gedicht „an die stille Tugend“ aber

ich will Ihnen auch nicht alle meine Anfänge erzählen, sonst lachen Sie mich nur aus wenn die Beschlüsse nicht folgen, wie es denn leider bey mir der Fall ist daß mein Schreibtisch immer voller Fragmente steckt.

(Dülmen, 7. Februar 1812)

Sie möchten mir den zweyten Versuch einer Ballade auflegen lieber Sprickmann? ich laße mir das herzlich gern gefallen, wenn Sie nur die Güte haben wollen mir zu sagen was denn eigentlich zu einer guten Ballade gehört, oder was die Ballade ausmacht, wenn aber nach Ihrem Urtheil, beynah nur die bürger- und Götheschen diesen Namen verdienen, so möchte ich doch wohl bange werden mich in dieser Gattung der Dichtkunst noch zu versuchen du lieber Gott! wie viele Balladen habe ich schon für schön und trefflich gehalten deren Verfasser ich nicht zu nennen weiß, aber nicht wahr, von Alberg haben wir doch auch – Balladen? von den göthischen verstehe ich sehr viele nicht z.B. „Erlkönig“ und noch andre worauf ich mich im Augenblick nicht besinne auch das „Es war ein Knabe frech genug“ etc. verstehe ich nicht, wenn es kein Fragment ist.

Für Ihren Trost über meine in Münster erlittne Verunglimpfung danke ich recht sehr, nein! lieber Sprickmann auch der feinste attische Witz wird mich nicht kränken so lange er nicht mich selbst, sondern nur, (wie soll ich sagen?) meinen Verstand oder mein Talent (oder wie nennt man es sonst was den Kopf und nicht das Herz des Menschen ausmacht?) angreift, von jenem mag man sagen was man will, wenn man nur dies in Ruhe läßt, nicht wahr dies ist ja auch bei weitem der wesentlichste Theil des menschlichen Ichs? o gewiß ist er das, von seiner Ausbildung hängt ja nicht nur unser zeitliches sondern auch unser ewiges Glück ab, das Herz auszubilden hängt ja weit mehr von unserm Wollen ab als den Kopf und daher hat ja der Mensch eher

Ursache auf Herzens – als auf Verstandes vorzüge stolz zu seyn, ist das nicht so? doch ich komme ja ganz aus dem Text ich wollte Ihnen nur sagen daß die Urtheile über Producte ganz zufälliger Talente mich weder stolz machen noch demüthigen können, wenn ich das Ihre und noch zweye weiß, dann bekümmere ich mich um kein anderes. Daß Ihnen mein Entschluß mir eigene Gebete zu schreiben gefällt, freut mich recht sehr, ich werde nun desto fleißiger seyn, und mich zur Vollendung meiner kleinen Arbeit antreiben, Sie sind also auch der Meinung daß es kein allgemeines Gebethbuch geben kann? sehen Sie darauf bin ich nun wieder ein wenig eitel wenn ich finde, mit Ihnen über eine Sache einerley Neigungen und Ideen zu haben, und darum möchte ich Sie auch noch fragen ob Sie es nicht anstößig finden wenn mann (wie in allen Gebethbüchern) den lieben Gott mit so erschrecklich vielen Bitten bestimmt mit so ungereimten Forderungen meine ich „Herr gib mir Tugend und Weisheit laß mich das böse meiden, und das Gute üben“ u.s.w. Sagen Sie mir doch einmal warum ich das lächerlich finde, ich kann mich so recht nicht darüber ausdrücken, aber Sie werden mich doch verstehen nicht wahr? Um Ihnen nun zu beweisen, daß ich Ihnen gern jede Kleinigkeit gebe, die ich mache, habe ich Ihnen sogar diesen – Einfall, oder Gedanken wie ich es nennen soll abgeschrieben der so unglaublich in mir aufstieg als ich neulich das Portrait unsrer Kayserin sah.
Leben Sie recht wohl lieber Sprickmann! Gott erhalte oder mache Sie gesund und heiter. an meine liebe Frau Baase viel herzliche Grüße
Von Ihrer Katinka.

(Dülmen, 13. April 1812)

6

Dorweilerhagen

Freitag den 25ten Febr.

Herrn Dr. Sprickmann

Ich habe Ihren Brief vom 17ten d. d. erhalten und bin
 sehr erfreut über die Bescheidigung der Angelegenheit
 in welcher Sie mich betreffen. Ich habe es nicht von dem
 Gefühl, ich hätte Sie für einen Enkel eines Königs
 mit mir nicht zu vergleichen. Ich habe Sie für einen
 bedenklichen Mann gehalten und ich kann das nicht
 ändern. Ich bitte Sie um Verzeihung.

Wenn Sie mich nicht mehr lieben, so soll ich
 auch nicht mehr an Sie denken. Ich habe Sie
 nicht mehr in meine Gedanken gezogen und
 ich will nicht mehr an Sie denken. Ich habe
 Sie nicht mehr in meine Gedanken gezogen
 und ich will nicht mehr an Sie denken. Ich
 habe Sie nicht mehr in meine Gedanken
 gezogen und ich will nicht mehr an Sie
 denken. Ich habe Sie nicht mehr in meine
 Gedanken gezogen und ich will nicht mehr
 an Sie denken. Ich habe Sie nicht mehr
 in meine Gedanken gezogen und ich will
 nicht mehr an Sie denken. Ich habe Sie
 nicht mehr in meine Gedanken gezogen
 und ich will nicht mehr an Sie denken.

Brief an Sprickmann, 25. Februar 1809 (Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster)

Dies wäre nun also der letzte Herbst den Sie hier im Lande genießen? der letzte in dem ich Sie mich noch in meiner Nähe in mir bekannten Umgebungen denken kann? Ach lieber Sprickmann wenn ich das so recht überdenke so erneuert sich der Schmerz des Abschiedes, so empfinde ich wieder ganz was ich empfand als Sie mir sagten, „wir sehen uns wieder wo die Guten sich wieder sehn“ ach ich möchte Sie nicht eher wieder sehn um mich noch einmal so von Ihnen zu trennen ich möchte nicht noch einmal diese schmerzliche Stunde wieder verleben, sie ist doch hart sehr hart eine solche Trennung mit dem Gedanken mit dem deutlichen Bewusstsein der Unmöglichkeit sich je in diesem Leben wiederzusehn – hier hat meine Feder lange geruht ich blickte hinaus in die weite dunkle Ferne in der meiner Empfindungen Ton verhallt und in die schweigende Nacht die meine Thränen verbirgt ich habe den Himmel um Segen für Sie gefleht – ach lieber lieber Sprickmann! vergessen Sie mich doch nie wo Sie auch seyn mögen dann habe ich doch den Trost, das aus der Ferne Ihr Geist zuweilen dem meinigen begegnet der immer Ihnen nahe ist. – Schlafen Sie wohl ich kann Ihnen heute Abend nichts mehr schreiben, ich will in dem schönen Mondschein mit der Erinnerung an Sie einschlafen.
(Dülmen, 24. September 1812)

1814 folgte Sprickmann einem Ruf an die Universität Breslau auf einen Lehrstuhl für Jurisprudenz. Drei Jahre später wechselte er nach Berlin, um dort seine juristischen und historischen Studien fortzusetzen.

Herzlichen Dank ihnen für Ihren lieben Brief und dem Manuscript der Frau v. la Roche Sie glauben nicht welche Freude Sie mir mit Geschenken dieser Art machen. darum bitte ich Sie bey dieser Gelegenheit lieber Sprickmann

beym Einpacken sich zu erinnern daß Sie wohl kein Blättchen verwahren, was mir nicht Freude machen würde und daß Sie ach' vielleicht irgend etwas dieser Art (sey es ein Brief, Gedichte, oder was es immer wolle;) den Flammen übergeben wird, es erst wohl darauf ansehen zu müssen ob sie es nicht lieber mir schenken, ich verwahre alles das bey Ihren Briefen wie ein Heiligthum wie die theuren Merkmale Ihrer Freundschaft die in jedem Zeitpunkte in jedem Verhältnisse meines Lebens mein Stolz und meine Freude seyn wird.

(Dülmen, 4. Dezember 1812)

Tagebucheintrag Jenny von Droste-Hülshoffs vom 26. Januar 1813

<...> gegen Mittag kam der Kammersekretär Kettler mit seiner Tochter Lisette und der berühmten Catharine Busch. Sie ist klein, hat dunkles Haar, ist blaß und hat ein paar große starre unangenehme blaue Augen; (nach meinem Urtheil) ist sie nicht interessant, nicht mal genialisch und ein bischen mehr Blödigkeit würde ihr nicht schaden, sie spielt ziemlich hübsch Klavier, hat aber eine steife klanglose Stimme <...> Diesen Abend spielten Nette und Mademoiselle Busch wechselweise Clavier, und wir anderen saßen, theils im Kabinett, theils im Speisezimmer.

Tagebucheintrag Jenny von Droste-Hülshoffs vom 27. Januar 1813

die Busch gefällt mir jetzt auch besser als gestern.

<Fortsetzung des Briefwechsels Katharina Schückings>

Hat es Ihnen Schücking gesagt lieber Sprickmann daß wir unsern Verbindungstag auf Ihren Geburtstag angesetzt haben? und hat Ihnen das auch ein klein wenig Freude gemacht? ich stehe alle morgen eine Stunde früher auf, um bis zum 7ten 7ber mit meiner Näherei etc. fertig zu seyn, und lege mich eine Stunde später schlafen, ja lieber Sprickmann, den Tag der mir den theuersten Freund, den ich nie zu lieben für dessen Freundschaft ich nie Gott zu danken aufhören werde, ins Leben rief, soll die Reihe der seeligen Tage eröffnen die mich erwarten, soll mich auf ewig mit dem Manne verbinden, dem ich für dieses, und für jenes Leben angehöre. Er wird mir dann doppelt heilig seyn, ich werde ihn so oft er wiederkehrt mit Freudenthränen begrüßen und mit Meta sagen, wie reich bin ich! wie reich durch Liebe und Freundschaft!

(Dülmen, 26. Juli 1813)

Da bin ich nun endlich in Meppen, am Ziel meiner Wünsche und Hoffnungen und auf ewig in den Armen des theuren Mannes der meinem Leben einen neuen Reiz und die Wonne der Liebe in ihrer ganzen Fülle zu kosten gibt. o Sprickmann Sprickmann wie glücklich wie so sehr glücklich bin ich. ich habe nie geglaubt daß man in einem solchen Grade hienieden es werden könne, und alle Tage fühle ich mehr wie sehr ich es bin, alle Tage lerne ich meinen Mann inniger lieben und schätzen. Meta Klopstock hat wohl recht wenn sie sagt daß die Liebe vor der Ehe nur Stückwerk ist. sie ist nichts, gar nichts gegen die Glückseligkeit, dieser innigen süßen Vereinigung, wie thöricht bin ich gewesen mir oft so viele unnütze Sorgen zu machen, wegen den Dingen die da kommen könnten, und durch andre mich beunruhigen zu laßen; mag doch jetzt

kommen was da kommen will ich fühle Muth alles zu ertragen, o die Liebe muß eine wunderbare Kraft geben das fühle ich und darum bin ich auch so ruhig, und sehe sorgenlos der Zukunft entgegen.

Wenn ich so recht meine jezige Lage überdenke, bedenke wie glücklich ich bin so erschrecke ich oft vor dem Gedanken, wie nahe ich daran war, dies Glück auf ewig zu verlieren hätte nicht damals meine Liebe, die Eifersucht und den beleidigten Stolz überwunden, wie unglücklich hätte ich mich gemacht; Sie sind doch ein weiser Rathgeber, und dafür daß Sie mir in diesem Falle so gut gerathen will ich Ihnen in allen vorkommenden Fällen und Gelegenheiten auch immer Folge leisten.

(Meppen, 19. Oktober 1813)

Sprickmann Sprickmann!

o hören Sie es daß ich gestern noch als ich Ihnen schrieb, unendlich glücklich war, und heute grenzenlos elend bin, erschrecken Sie nicht – mein Mann ist nicht tod, nein aber dahin für mich – o Gott ich kann es nicht schreiben ich zittere krampfhaft an allen Gliedern, und doch muß ich es Ihnen sagen, wie werde ich es können, wie werde ich Ihnen zusammenhängend das schreckliche Geheimniß entdecken können, o Sprickmann mein Freund – mein Vater – trösten Sie mich. – ich will Ihnen erzählen, zittere nicht so ungestüm meine Hand.

Mein Mann bekam neulich einen Brief, den er, erbleichend zu sich steckte, sich dann entfernte ihn zu lesen. mir fiel das auf, ich forschte und – vergaß wieder, heute Morgen mußte er auf drey Tage verreisen, bey dem Abschied sagte er mir: „wenn Briefe kommen, erbrich sie nicht“ – eine Stunde darauf schickt mir ein Freund meines Mannes, einen Brief an diesen unter Adresse an den Freund. Mir fiel der neuliche Brief ein, eine schreckliche Ahnung durch-

flog mich, eine unglückselige Macht trieb mich – ich erb-
rach den brief – o Gott Sprickmann – es war – ich kann es
nicht schreiben – ein Bericht über das Befinden jenes Mäd-
chens, worauf ich schon früherhin eifersüchtig war – das sie
aus meinen Briefen kennen – und über ihr Kind, nebst
einer Rechnung über die Kosten des Wochenbetts. von 3
Gulden. Sprickmann o mir ist schrecklich zu Muthe, ich
werde krank; ich fühle es in allen Gliedern, o Sprickmann
welcher schreckliche Verrath an einer so liebenden Braut,
ich Unglückselige ich ewig unglückselige. – wäre er heut
gestorben ich wäre nicht so unglücklich. – nein bey Gott
ich wäre es nicht – warum heyrathete er nicht jenes Mäd-
chen, statt uns beyde zu betrügen. – Welcher Leichtsinn! –
o Gott und ich liebte ihn so sehr, Samstag Abend kommt er
wieder wie wird mir dann zu Muthe seyn. o Sprickmann,
ich werde sterben! –

Helfen Sie mir um Gottes! Um unsrer Freundschaft willen.
– o Gott es ist niemand hier dem ich mich vertrauen kann,
niemand – o lassen Sie mich auf ein paar Wochen zu Ihnen
kommen, in Ihren Armen Trost und Hülfe finden, o
schreiben Sie mir in der nächsten Stunde, ich kann nicht
mehr! – daß niemand dies Geheimniß erfahre. –

Ihre ewig Unglückliche
Katinka.

beten Sie für mich –

(Meppen, 29. Januar 1814)



*Paul Modestus Schücking, Ehemann Katharina Schückings.
Gemälde Johann Christoph Rincklakes. LWL-Landes-
museum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster, Dauer-
leihgabe aus Privatbesitz. Foto Sabine Ahlbrand-Dornself*

O mit wie viel leichter Herzen lieber Sprickmann! schreibe ich diesen Brief an Sie, als meinen letzten. Gott sey Dank das schwarze Gewitter das den heitern Himmel meines Lebens auf immer zu verfinstern drohte, ist vorübergezogen, und allmählich durchbricht die Sonne der Liebe wieder die Wolken die noch den Horizont umziehen.

Sprickmann! mein Vater, – nie habe ich den Werth Ihrer Freundschaft empfunden wie jetzt in den schrecklichsten Stunden meines Lebens, um wie viel leichter wurde es mir als ich nur erst meinen Schmerz Ihnen geklagt hatte, ich konnte nicht anders, ob ich gleich hernach wohl dachte, warum hast du dem guten Mann auch noch die Freude über das Glück seiner Katinka geraubt? – Aber es ist doch besser daß ich es that, nicht wahr? Nun kann ich doch offen mit Ihnen über den Zustand meines Herzens reden, bey Ihnen Rath, Trost, und Hülfe suchen.

(Meppen, 9. Februar 1814)

O Sprickmann welche Gefühle sind mit der Freude der Mutter, zu vergleichen? es ist als ob ich Ehrfurcht vor mir selbst hätte, als ob mein ganzes Wesen neugeschaffen wäre. – und mit welcher süßen nie vorher so gefühlten Zärtlichkeit, blicke ich den Mann an der Vater meines Kindes ist, o das lässt sich nur fühlen nicht beschreiben. – Wie sind doch alle Freuden dieser Erde so nichts gegen die Freuden der Liebe, der Liebe in der Ehe. –

(Meppen, 13. April 1814)

Ich bin jetzt (ja das wissen Sie noch gar nicht) auf dem Lande und wohne mit meinem lieben Manne seit 8 Tagen mitten in der Einöde, auf dem hohen Hümling wo letzterer seit einigen Monaten als provisorisch ernannter Richter

rechet und richtet dahin bin ich ihm nun gefolgt, und wir haben unsern Aufenthalt mitten in dem von Clemens August angelegten Forste wo er in alten Zeiten seine Jägerlaufbahn mit großen Heldenthaten bezeichnete; deren Andenken durch manches Hirschgeweih und Wolfsgerippe bis auf heutigen Tag erhalten ist. Sind Sie hier zu Clemenswerth wohl je gewesen? dann wüßten Sie z.B. wo <zwei unleserliche Wörter> ehmalige fürstl. Marstall (unsre jetzige Wohnung) liegt, also auch wo Sie Ihre Katinka hätten.

Ich bin hier indeß recht gern und die ländliche Stille erfüllt mich mit einer ruhigen Heiterkeit die ich um nichts vertauschen möchte, ich sagte noch neulich zu meinem Manne, und wiederholte es, wenn ich Sie und noch einige wenige Menschen hier hätte, wer wäre dann glücklicher als ich?

auch als neue Haus- (bisher war ich nur Zimmerfrau) gefalle ich mich recht gut, und sehe täglich mehr, dass ich besser dazu taue wie ich meinte und nicht zu seyn oft fürchtete, da man mich immer bange machte ich würde meinem künftigen Manne nur Hexameter und Jamben aufstischen, doch es wär auch eine Schande wenn die Haushälterin sich von der Dichterin stören ließe, da ich letztere zu heißen nicht mehr verdiene und seit dem Liede an die Deutschen nichts mehr zu Tage gefördert habe.

(Clemenswerth, 11. Mai 1815, Eingang)

Hier zu Clemenswerth sind wir desto vergnügter, uns fehlt nichts, mäßiges Einkommen und geringe Ausgaben. Frohsinn und Heiterkeit lassen uns keine Gesellschaft entbehren keine Sehnsucht nach den Freuden der Stadt wandelt mich an als wenn ich etwa, von dem Tod Jesu in Ihrem Briefe lese – dann wohl auf Minuten – sonst fließen unsre Tage so heiter daher wie die reine Luft des Hümlings uns umfließt, in ihr wächst unser Söhnchen empor schlank und gesund wie die Tannen im Forste und lebhaft wie die Eich-

hörnchen in den Zweigen, er läuft schon fast ganz allein,
und blüht wie eine Rose ich habe meine Herzensfreude
daran.

(Clemenswerth, 21. Oktober 1815)

*Erwähnung im Brief Annette von Droste-Hülshoffs an
Sprickmann, Ende Februar 1816*

Es geht jetzt in Münster ein, wie man sagt, sehr hübsches
Gedicht auf den westphälischen Frauenverein herum, wo-
von man mich mit aller Gewalt zur Verfasserinn machen
will, ich muß mich überall mit Händen und Füßen gegen
dies ungerechte Gut vertheidigen und werde es zu bekom-
men suchen, weil doch meine Eitelkeit ein wenig dabey
interessiert ist, zu sehen, wessen Geistes Kind es sey, einige
legen es auch der Madame Schücking, Ihrer Cousine, zu;
sollte dies so seyn, so interessirt es mich doppelt, so wie
alles, was von diesem herrlichen und seltnen Weibe kömmt,
zu der ich eine so eigne und innige Hinneigung fühle, daß
ich sie, bey unsrer geringen Bekanntschaft durch ihre
mannichfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften
kaum erklären kann, – vielleicht wissen Sie mir zu sagen,
ob dies anonyme Geisteskind ihr wirklich seine Existenz
verdankt.

<Fortsetzung des Briefwechsels Katharina Schückings>

Sie fragen mich lieber Sprickmann was meine Muse mache?
ich muß mich freylich schämen darauf zu antworten und
mit Recht beschuldigen Sie mich der Undankbarkeit, die
dazu bey mir gar nicht Tugend ist, ich weis nicht wohin
mein dichterischer Geist geflohen und ob er noch einmal
zu mir wiederkehren wird, vielleicht hat ihn der Torfrauch
am Heerde *<Brandloch>* bannt? mein kleiner feiner *<unsi-*

chere Lesung <Brandloch> Junge kann es nicht gethan haben <Brandloch> denn er schreit fast den ganzen <Brandloch> nicht wenn ich aber wüßte <Brandloch> Gespielin zuweilen nach <Brandloch> so riefte ich sie doch zurück <Brandloch>

(Clemenswerth, 1. März 1816)

<...> dafür schicke ich Ihnen eine kleine Charade die ich heute machte, und deren Auflösung Ihnen wohl sehr leicht werden wird, hier steht sie.

Ein Mann der fast nirgend selten ist
Und eine schöne Deutung in sich schließt
Nennt sich in meinem ersten Silbenpaar.
Die dritte schäzest du an allen Dingen
Dem Unscheinbaren muß sie Schönheit bringen
Das Schöne selbst erhöht sie wunderbar
Das Ganze – ach wie soll ich es dir nennen
Wie wenige die noch dies Plätzchen kennen
Wer einst so laut die bunte Lust gutfront
Als jetzt versteckt in dunkeln Tannenhaynen
Die das Vergangne zu betrauern scheinen
Hier süße Ruh und tiefe Stille wohnt.

(Clemenswerth, 3. April 1816)

An dem nämlichen tage, als ich Ihren letzten brief erhielt, am 26. März, erhielt ich auch einen brief von Nette v. Hülshof. In diesem briefe schreibt sie nun von einem Gedichte, welches in Münster umher laufe, und von welchem man sie mit aller gewalt zur Verfasserin machen wolle. „Ich muß, schreibt sie, „mich überall mit Händen und füßen gegen dies ungerechte Gut vertheidigen, und werde es zu bekommen suchen, weil doch meine Eitelkeit ein wenig

dabey interessiert ist, zu sehen, wessen Geistes Kind es sey: Einige legen es auch der Mad. Schücking, ihrer Cousine, zu; sollte dies seyn, so interessierte es mich doppelt, so wie alles, was von diesem herrlichen und seltenen Wesen kommt, zu dem ich eine so eigene und innige Hinneigung fühle, daß ich sie, bey unserer geringen bekantschaft, durch ihre mannigfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären kann; vielleicht wissen Sie mir zu sagen, ob dies anonyme Geistes kind ihr wirklich seine Existenz verdankt.“ Das kann nun zwar nicht seyn; denn sonst hätte ich das Gedicht gewiß schon; aber ich mögte doch wohl etwas von Ihnen selbst darüber wissen, was ich der lieben Nette zur Antwort sagen könnte.

(Von Sprickmann, 7. Juli 1816, aus Breslau)

<...> ich wollte ihnen ganze Bogen dafür wieder schreiben, aber wo sieht und hört man auf dem dürrn Hümling etwas von Litteratur, von schöner Kunst und Wissenschaft? hielten wir nicht die Wiener Litteratur-Zeitung um doch noch ein wenig zu erfahren wie es um jene aussieht, so blieben wir wohl ganz und gar, hinter die Bewohner der Städte zurück,

<was> Ihnen Nette v Hülshoff da von <dem> Gedichte schreibt, zu dem man <keinen> Verfasser finden kann <dazu> lieber Sprickman weis ich <nicht die> mindeste Aufklärung <zu liefern> mir gehört es nicht, denn <Beschädigung> mir gehört es nicht, denn <Beschädigung>enes mache hätten Sie gewiß <Beschädigung>als das münsterische Publikum <Beschädigung> ich denn überhaupt (zu meiner Schande sey es gesagt) seit dem Liede an die deutschen Krieger nichts gemacht habe. es freut mich übrigens bey der guten Nette in so geneigtem Andenken zu seyn, wiewohl sie mich viel zu günstig beurtheilt, ich sehe es gar nicht gern, und es erweckt immer unangenehme Empfindungen in mir, wenn man eine zu vortheilhafte Meinung von mir hat, ich höre dann nur was ich vielleicht

seyn könnte und nicht bin, und daran wird der Mensch leider nicht gern, ich wenigstens mit einem Gefühle das der Reue gleicht erinnert, was den Verstand anbetrifft so bin ich darin ganz gleichgültig *<Beschädigung>* gegen die Meinung and^{erer} *<Beschädigung>* aber meinem Herzen lasse *<Beschädigung>* nicht gern etwas übles nach *<Beschädigung>* noch ihm zu sehr schmeicheln *<Beschädigung>*
(Clemenswerth, 29. September 1816)

In der That ist der Winter hier fürchterlich einsam zumal ein so stürmischer unfreundlicher wie der jetzt Gottlob vergangene, oft wenn mein Mann der immer mit Geschäften und Prozessen überhäuft ist auf seiner Studierstube sitzt, mein August in seiner Wiege ruhig schlummert, und nur mein Levin um mich herum sein Wesen treibt und seine Dörfer baut fühle ich mich wie abgeschieden von der ganzen Welt, aber Gottlob bin ich mit dieser Abgeschiedenheit nicht unzufrieden ich war diesen Winter 4 Wochen zu Meppen, und freute mich recht wieder zu den Meinigen zurückzukehren und bedauerte herzlich die Damen und Herrn die in der Einsamkeit uns bedauerten. – jetzt ist aber der Winter überstanden die ersten Schneeglöckchen dringen aus der grünen Hülle hervor die Stauden haben schon Blätter und Blütenknospen, und die Morgenröthe des Frühlings dämmert herauf, und wer ist dann froher wie wir, dann tummeln wir von niemandem gesehn und gestört unsre lieben Jungens im Grase herum, die in dem Luftbade des freyen Hümlings blühen und gedeihen und fröhlich sind wie die Vögelchen im Walde
(Clemenswerth, 9. März 1817)

Lieber Lieber Sprickmann! Sagen Sie mir doch in aller Welt warum hör und sehe ich nichts von Ihnen, nichts, seit mehr als einem ganzen Jahre nicht, die ich auf discretem und indiscretem Wege an Sie abgeschickt habe, ich bitte Sie um unsrer Freundschaft willen reißen Sie mich durch ein paar Zeilen nur, aus dieser so höchst peinlichen Ungewissheit, sollten Sie meine Briefe nicht erhalten haben, alle nicht? das kann ich mir doch nicht denken, doch will ich zum Ueberflusse den Inhalt so viel ich mich dessen erinnere wiederhohlen ich schrieb Ihnen daß ich meine geliebte älteste Schwester verloren, daß ich zum zweytenmale Mutter geworden, daß ich 10 Monate nachher das geliebte Kind verloren ach! mit unaussprechlichen Schmerzen verloren habe! – u.s.w. und dies in drey verschiednen Briefen, in dem lezten legte ich ein Gedicht am Grabe meines Kindes gedichtet, ein, und schickte diesen direct mit der Post nach Berlin, aber vermuthlich liegt es noch unerbrochen, denn ich dachte nicht daran daß ich die Nr Ihres Hauses nicht wusste und so hat er Sie in dem großen Berlin wohl nicht gefunden.

Aber nun lieber Sprickmann! nun geben Sie mir diesen einzigen Beweis Ihrer ehemaligen väterlichen Liebe zu mir und schreiben mir nur einige liebe Wörtchen, wie es Ihnen geht? was Sie anfangen? ob Sie und Ihre liebe Frau gesund sind? bedenken Sie daß man in so tiefer Einsamkeit als worin wir hier leben, doppelt das Bedürfniß freundschaftlicher Mittheilung fühlt, – daß ich wenn ich keinen Brief von Ihnen erhalte ganz gewiß glauben werde Sie haben mich gar nicht mehr lieb und diesem Gefühle wollen Sie mich doch gewiß nicht preisgeben –

(Clemenswerth, 20. September 1817)

Das eheliche Leben macht überhaupt dreister und offener und im Umgange mit Schücking habe ich mich mehr ach-

ten mehr Vertrauen zu mir selbst fassen gelernt, er hat in hohem Grade einen gewissen edlen Stolz der mir vielleicht zu sehr mangelte, und durch unglückliche Jugendverhältnisse auch nur zu oft gekränkt und niedergedrückt ward. Wo erfährt überhaupt nicht der, dem es an den Gütern dieser Erde mangelt Geringschätzungen, Demüthigungen wenn er auch übrigens nicht arm am Geiste ist? –

(Clemenswerth, 13. März 1818)

<...> ich arbeite nämlich an einem Roman, oder vielmehr an den Ausdrücken meiner Gefühle Ideen und Empfindungen in Form einer ganz einfachen Begebenheit, betitelt „Freuden und Leiden einer schönen Seele“ und wie ich nun seit so langer Zeit nicht wußte ob ein Sprickman, oder eines Sprickmans Liebe noch für mich in der Welt sey, da gewährte es mir eine traurig süße Beschäftigung Ihre Briefe zu lesen und wieder zu lesen und ich kam auf den Gedanken so manchem Schönen darin, eine Stelle in meinem Roman zu geben und so sind Sie denn unter dem Namen Tiefenbach darin eingeführt, und ich selbst aber von allen Fehlern und Mängeln entkleidet und zu einem reinen herrlichen Wesen erhoben (so wenigstens ists meine Absicht) unter dem Namen Antonie, nun aber dachte ich, wenn ich nun Sprickman sagte, dieses Büchlein könnte vielleicht wohl gedruckt werden, und da dürft ich doch seine Briefe nicht für die meinigen ausgeben, dann hätten Sie mir doch antworten müssen ob Sie mir erlaubten den Verfasser zu nennen, war das nicht richtig überlegt? aber nun ists einerley nun ist alles gut, und ich habe ohne Umwege erfahren daß Sprickmans Liebe noch für mich lebt, und er wird mir die beabsichtigte Unwahrheit verzeihen, denn mit dem Drucke ists gar kein Ernst, und es ist selbst noch die große Frage ob das ganze Vornehmen ausgeführt wird, es ist leider eine meiner größten Untugenden daß es mir an

Beharrlichkeit fehlt, mein Secretair liegt voll von Fragmenten, da ist ein halbes Gebethbuch da ein angefangenes Gedicht hier liegt – das Datum zu einem Briefe da ein „liebe Freundin“ selbst unvollendete Abschriften – und wenn nicht Schücking oft mir die Feder in der Hand gäbe, und mich hinsetzte so würde selbst das wenige was ich mache, nicht fertig, denn was mir heute gut scheint das kömmt mir morgen oft so fade und gehaltlos vor daß ichs nicht mehr sehen mag <...>

(Clemenswerth, 30. Januar 1820)

Es ist so lange her mein theurer Freund! daß Sie diese Hand nicht gesehn haben daß Sie sie kaum mehr kennen werden wenn auch nicht schon die Bewegung in der ich Ihnen jetz schreibe sie entstellte, ich komme wieder zu Ihnen mein zweyter Vater mit einem grambeladnen Herzen, Sie aufzufordern mir einen großen Freundschaftsdienst zu leisten, gewiß wird der Mann der mir einst sagte „meine Katinka kann von mir fordern was ich zu geben und zu gewähren vermag“ mir diesen nicht versagen, kurz dann zur Sache: ich bitte Sie nämlich so dringend wie Sie noch je um etwas gebeten wurden um – einen Brief an meinen Mann – denn es kränkt dieser nur zu sehr geliebte Mann mich aufs neue so tief, daß ich es nicht mehr zu ertragen vermag, ich will dem schweren langgescheuten Schmerz mich unterwerfen Ihnen alles zu erzählen: es ist eine junge hübsche Frau hier im Dorfe artig, coquett, munter, sonst aber so gemein ungebildet und unausgezeichnet daß es sich nicht der Mühe lohnt mehr davon zu schreiben <...>

ich muß auf alle Art suchen seine Ehre zu retten – o mein Freund! ich leide unbeschreiblich so oft ich ihn auf diesem Wege weis befällt mich ein Fieber, es engt mir die Brust, daß ich nicht Athem schöpfen kann, und dann muß ich dennoch bey seiner Zuhausekunft freundlich zuvor-

kommend seyn – ich darf ihm nicht zuwieder werden, wenn er von der muntren gepuzten coquete kömmt, darf er nicht die mürrische sich vernachlässigende Frau finden – daß ist eine wahre Greul wenn es mich übermannt zeig ich ihm meinen Schmerz, er bethäuert dann ich sey thöricht, es sey nur Tändelej scherzt oft und leichtsinnig darüber vergrößert meinen Schmerz – wie soll ich ihm beykommen – Liebe vermag nichts – Strenge macht ihn böse – er ist so gut so edel, er liebt mich noch, aber er ist schwach – jenes Weib kann ihn freylich nicht lange fesseln, es ist vielleicht nur Sinnlichkeit und Eitelkeit was ihn dahin zieht – aber ich kann es nicht abwarten wenn ich auch wollte meine Gesundheit leidet zu sehr darunter, ich fühle meine Kräfte täglich dabey abnehmen <...>

(Clemenswerth, 9. November 1821)

Haben Sie doch die Güte mir hierauf zu antworten, und wenn als ewig unerbittlicher Nichtschreiber, nicht selbst, doch durch Herrman nur mit ein paar Worten <...> mein Freund, der einzige dem ich mein Herz öffne, hat mich ja verlassen als ich seines Trostes so sehr bedurfte – jetzt – der Frieden meines Lebens ist, dahin – Geliebte theure Kinder, und ein schuldloses Bewußtseyn, werfen noch zuweilen einen Freudestrahl hinein, aber schnell verschlingen ihn düstre Wolken, und mit allem was von Vertrauen auf Gott, Philosophie, u. Vernunft v. Vernunft u. Philosophie in mir ist, kann ich nicht verhindern daß nicht dieser Gram die Wurzel meines Lebens zernagt, u. mich meinen Kindern nur zu früh entreißen wird – es ist mir zu schmerzlich Ihnen mehr darüber zu sagen <...>

(Clemenswerth, 5. November 1822)

Ueber den Gang meiner Herzensangelegenheit kann ich Ihnen doch jetzt etwas tröstlicheres mittheilen, die Sache hat damit ein Ende genommen, daß eine gewisse Frau mir schrieb „edle Frau! u.s.w. erlauben Sie nun, daß ich Ihnen zu Füßen fallen, u. Sie um Verzeihung bitten darf“ etc.–

Ganz ohne mein dazwischentreten, nur durch das Interesse fremder Menschen die mir noch unbekannt sind für mich sind sowohl jene, als auch Schücking zu ihrer Pflicht zurückgeführt. –

Lassen Sie mich schweigen, und Ihnen zu Ihrer Beruhigung nur noch sagen, daß ich ziemlich resigniert mein Schicksal jetzt ertrage, es ist wahr meine Lebensfreuden sind vergiftet! aber die Zufriedenheit die aus dem reinen Bewußtseyn quillt, ist mir geblieben es ist als ob die öfteren Anfälle des Schmerzes an meine gequälte Brust, endlich seine Stacheln abgestumpft hätten – ich wundre mich über den Rest von Ruhe der mir noch geblieben, doch unschuldig leiden, hat auch sein süßes. – Möchte nur der Allgütige Lust u. Krafft in mir erhalten, meine Gatten u. Mutterpflichten um so treuer zu erfüllen. Je schwerer erstere gegen mich verletzt sind. –

(Clemenswerth, 3. September 1823)

Sprickman, Sprickman! ich beschwöre Sie bey unserer Freundschaft! wissen Sie, haben Sie noch einen Trost für Ihre an aller Lebensfreude so ganz verarmte Freundin! o, spenden Sie! ich will dankbar die Hand küssen, die ihn mir reicht. – Wie die von ihrem Stabe gerissene Ranke, so kriechen meine Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe umher nach Trost und Hülfe, nach einer Stütze die sie wieder aufrichten möge, aber vergebens – fern von dem einzigen Freunde, dem ich mich anvertrauen kann und mag, fern von der Welt, bey der ich Zerstreung, Betäubung, suchen

könnte, der Einsamkeit überlassen, die den Stachel der Erinnerung schärft – die all' die Bilder die ich so gern auf ewig aus meiner Seele bannen möchte, unaufhörlich vor mir hinstellt, ewig, ich mag thun und treiben, was ich will, mich begleitet und unerbittlich hinweist auf die Gegenstände, die ich vergebens fliehe – o warum kann ich nicht so leicht vergeben als vergessen? – Warum bin ich nicht wie so viele, die sich über den Schmerz zu erheben wissen! – Verziehen habe ich noch einmahl dem Manne, der es nicht weiß, in welchem Grade er mich unglücklich gemacht hat – noch liebe ich ihn mit schmerzlicher trauernder Liebe die – weder ihn noch mich beglückt.

– Er will, er wünscht, aus Liebe zu mir, aus Abneigung gegen alles, was Trübsinn und Melancholie heißt, was seine angeborene Heiterkeit und Leichtigkeit, sich über alles hinwegzusetzen, stört, ich soll froh seyn, soll jede Erinnerung verbannen, nur der Gegenwart leben, und ich kann es nicht, so sehr ich mich bemühe und verstelle, er durchschaut diese Hülle, und tadelt mich und meinen Hang zur Schwermuth, den ich doch nicht bemeistern kann, so gern ich möchte! Oft schon in Augenblicken der Erbitterung, des empörten Stolzes, bin ich mit dem Entwurfe umgegangen mich – von Schücking ganz zu trennen – aber bey dem Bilde dieser Trennung erwachte in ihrer ganzen Stärke die Liebe zu ihm, meine unzerstörbare Liebe, die nicht läßt, was sie einmahl festhielt – unsere Kinder – mein grauer Vater – meine Geschwister – denen allen noch die letzte Begebenheit, die mir über alles Licht gab, ein Geheimnis – bis auf die Schwester die bey mir ist, alles das schlug schnell jeden Gedanken daran nieder – und wenn ich dann, mich hin und her besinnend forschte, ob ich nicht vielleicht selbst einige Schuld trage, ob nicht meine Art zu seyn, die vielleicht zu ernst und alt (wie Schücking es nennt) Schückings fröhlicher leichter immer heitren und Heiterkeit suchenden Weise nicht zusagte daß meine Liebe die still u. in sich gekehrt nicht genug auch äußerlich mit ih-

rem Gegenstände beschäftigt ihm nicht genügen konnte, daß der Fehler mich zu sehr im innern zu beschäftigen, mich nicht aufmerksam genug, auf ihn und seine Wünsche seyn ließ, daß ich einem jungen Mann mit lebhaftem warmen Temperamente vielleicht hätte verbergen sollen, daß ich gar nicht sinnlich bin, daß ich liebe ohne zu begehren –

Das sind Dinge an die, ich darf es sagen, ich zu unschuldig war zu denken, worüber ich mir also keine Vorwürfe zu machen habe, wenn ich auch die ersten hätte bedenken und ändern sollen, ich fühle das tief, ich bereue es schmerzlich, aber zu hart! zu hart – bin ich gestraft – aber darum – weil ich mich selbst, wenn auch tausend andere mich bewundern, und meine Großmuth anstaunen wenn auch ein Mann der von Amts wegen berufen zu seyn glaubte mich zu trösten, mir sagte „freuen Sie sich, daß Sie nicht die geringste Veranlassung je gegeben haben“ von aller Schuld nicht freysprechen kann, habe ich den Gedanken an eine Trennung die mein Stolz forderte, aufgegeben, weil alle die für Schücking möglichen Folgen, ich dann auch mir hätte vorwerfen müssen weil – kurz weil es nicht ging. – Aber ich habe es Schücking gesagt, und frage Sie jetzt, mein väterlicher Freund, ob ich nicht Recht daran habe daß: wenn Schücking im Stande wäre, dies, oder ein anderes Verhältnis je wieder anzuknüpfen, müßte ich dann nicht von ihm mich trennen, wenn es mir auch das Leben kostete? – Wenn ich jetzt schweigend dulde, keinen Vorwurf laut werden lasse, alles thue was in den Grenzen meines Könnens liegt (denn Schönheit wie sie Schücking mir wünscht, kann ich mir nicht geben, noch den Schatten der sich auf meine Stirn gelagert hat, verwischen) seine Liebe wieder zu gewinnen, könnte ich dann in jenem Falle, ihn nicht mit ruhigem Bewußtseyn Lebewohl sagen? – Müßte ich es nicht? Wäre es nicht thörichte Schwachheit, länger an der Seite eines Mannes zu leben, der die Liebe eines treuen Weibes mit Füßen tritt? – Könnte ich dann mit Ehre noch länger bey ihm seyn? –

Ach! Sprickman! ich würde dies nicht fragen, wenn – ich nicht glauben müßte – daß Schücking mit dem letzten die Lust an, wie soll ichs nennen? Liebeshändeln, keineswegs verloren hat <...> wenn er mit erneuter Zärtlichkeit mich in die Arme schließt, und der Gedanke vor mich hintritt – so lag ein anderes, ein unwürdiges Weib in seinen Armen – dann möchte ich fliehen vor mir selbst –

Und wenn ich dann die Briefe wieder lese, die ich einst als Braut von ihm erhielt, diese Briefe, die eine so warme, reine Liebe, so tiefes sittliches und religiöses Gefühl, eine solche Verehrung des Heiligen aussprechen, wenn ich den frommen, andächtigen, fleckenlosen Jüngling, mit dem Manne vergleiche, dann begreife ich diese Veränderung nicht – dann ergreift mich die quälende Ungewißheit, ob ich nicht durch der Liebe Macht dem allen hätte vorbeugen können – oder sollte vielleicht jenes – von ihrem Gram in die Ewigkeit längst hinübergeführte Mädchen, die Schuld tragen? Sollte sie Neigungen in ihm geweckt haben, die er vorher nicht kannte? – Noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben ihn wieder werden zu sehen was er einst war, aber wie mein Sprickman! wie soll ich es bewirken? Wie soll ich ihm wieder eine Liebe einflößen die stark genug wäre, im Kampfe mit, ich fürchte zur Gewohnheit gewordenen Neigungen zu siegen? –

Ich habe nun mein ganzes Herz Ihnen aufgeschlossen, ich fühle die Zentnerlast die meine Brust zusammenpreßte ein wenig gehoben, haben Sie Rath und Trost für mich, nur ein Fünkchen Trost – o Gott! So möge er mir werden und haben Sie ihn nicht, so weinen Sie Ihrer Katinka eine warme Mitleids-Thräne, und beten Sie für mich! –

(Clemenswerth, 2. März 1824)

Verstreute Lyrik (1817-1824)

Am Grabe meines Kindes

O des Schmerzes, wenn aus Mutterarmen
Schnell der Tod den zarten Säugling reißt,
Wenn dem eignen Leben mit dem warmen
Kindesleben seine Kraft entfließt.

August, August! O warum entblühtest
Du, der jungen Pfirsichblüthe gleich,
Mir am Herzen! Leben, warum glüthest
Du in ihm so üppig und so reich?

Sollte nie sich dieser Reiz entfalten?
Der so süß, so unaussprechlich süß
Kaum begann, sich blühend zu gestalten,
Und so schön zu reifen, uns verhiess.

Nimmer diese Liebe uns beglücken,
Die dich kaum den Wonnelaut gelehrt,
Den ich ach! mit freudigem Entzücken,
Einmal nur dich stammeln noch gehört?

Doch vergebens rufen meine Thränen,
Engel, mir dein holdes Bild zurück,
Ach! in all' den süßen Wonnescenen
Irrt umsonst der bange Mutterblick. –

Auch den heißen Wunsch muß ich ersticken,
Dich noch einmal, einmal nur zu sehen.
Einmal nur dich noch ans Herz zu drücken,
Kann ich keine Wunderkraft erflehn!

Scheiden – ach von dem im Grabe scheiden
Was in meinem Seyn verschlungen war,

Wer vermag dies namenlose Leiden
So zu fühlen, als die dich gebar?

Sieh, umwallt vom Duft des jungen Maien,
Schwebt die theure Hülle nun daher. –
Neigt euch, Zweige, Blüthen ihn zu streuen,
Ach er sieht die Blüthenzeit nicht mehr. –

Ruhe sanft denn, schöne Menschenblüthe,
Bis dich einst der Auferstehungsruf
Deines Schöpfers weckt, deßen Güte
Nicht umsonst so herrlich dich erschuf.

Werde in erhabner Geister Reihen,
Was hienieden noch dein Geist nicht war,
Deine himmlischen Gespielen freuen
Sich der Stunde dann, die dich gebar.

O, der Wonne! wenn am hohen Ziele
Du, ein Seraph, mir entgegen eilst,
Und des Wiedersehens Hochgeföhle,
Ueberseelig, mit der Mutter theilst.

Stärke mich du himmlischer Gedanke,
Wenn der Schmerz mich grausam wieder weckt
Hilf mir kämpfen, daß ich nicht mehr wanke,
Wenn das Bild des Todes mich erschreckt.

Laß mich, mit dem himmlisch schönen Blicke,
Den verklärten theuren Engel sehen,
Und gestärkt, ergeben dem Gesckicke,
Meinem Kinde so entgegen gehn.

An Angelika Catalani

Catalani! Priesterin des Schönen,
Welcher Zauber lebt in deinen Tönen,
Der den Geist in höhre Sphären trägt!
Du, der Holden Grazien Vertraute! –
Woher stammen diese Silberlaute,
Deren Reiz so tief das Herz bewegt? –

Wenn, wir ganz verloren in Entzücken,
Du mit himmelwärts gehobenen Blicken,
Melodien hauchend, lächelnd stehst,
Bald in der Gefühle heil'gen Stille
Sanft uns wiegend, bald zur reichsten Fülle
Sie durch deiner Stimme Kraft erhöhst,

Dann, ein Wesen aus des Himmels Höhen,
Orpheus Tochter wäñnen wir zu sehen,
Deßen Ton der Unterwelt gebot.
Wonne wär's, dich ewig so zu hören!
Die Verzweiflung könntest du beschwören,
Und vor diesen Tönen flöh der Tod!

Stollbergs Tod

Kaum war das hehre Schwanenlied verhallt,
Das uns ergreift mit rührender Gewalt,
Da tauchtest das hellglänzende Gefieder
Du in der Himmelswonne Fluthen nieder.

Enthüllt liegt nun, in heiterer Sonnenklarheit,
Vor dir das Reich der treugesuchten Wahrheit,
Des Lebens reiche Schätze sind dir offen;
Erfüllt ist all dein Ahnen und dein Hoffen.

Was du gethan, was du vollbracht hieniden,
Lohnt schon beseligend des Himmels Frieden,
Wo ew'ge Wonne ihrem Born entfließt,
Da schöpfet Fülle dein entwölckter Geist.

O möcht' auch uns der Todesengel nahen,
Wie ihn die Deinen zu dir kommen sahen,
Die Liebe uns auf ihre Aetherschwingen
Hinauf hinauf zum Thron der Liebe bringen!

Wo du, Verklärter, jetzt des Friedens Segen
Erfleht für alle, die des Glaubens wegen
Sich fassen; ach, bald erfüllet werde:
„Ein Hirt wird sayn und eine treue Herde“.

Meiner Neugeborenen

Dank dem Schöpfer alles Lebens;
Denn mein Flehn war nicht vergebens
Und Erhörung seine Lust!
Ach, von aller Angst genesen,
Schließ ich nun ein weiblich Wesen
An die frohe Mutterbrust. –

Süßes Mädchen! meine Freude,
Meine liebste Augenweide,
Trautes Kind, das mich entzückt.
Ach ich kann nicht Worte finden,
Nicht verkünden, nur empfinden,
Wie dein Daseyn mich beglückt!

Wie in süßes Schauen versunken,
Der Geliebte liebestrunken
An der theuren Antlitz hängt,

Hängt mein Blick an deinen Zügen,
Wenn dich fest mein Arm umfängt;

Findet hier des Vaters Güte,
Dort der Unschuld zarte Blüthe,
Dir die Wang' ein Grübchen schmückt,
Dort Aglajens Rosenfinger
Der nur lieblicher, weil jünger,
Wie dem Vater eingedrückt;

Suchet in der Augen Bläue
Sanftmuth, stille Kindestreue,
In den Blicken Frömmigkeit.
Ach! kein anderer weis und findet,
Was der Mutter sich verkündet,
Was ein Mutterherz erfreut. –

Lächelnd um mich her entfalten
Sich die lieblichsten Gestalten
Aus der Zukunft Aetherland,
Und an meines Lieblings Bilde
Mahlt die Züge, hold und milde,
Phantasie mit zarter Hand.

Freundlich, wie die stille Güte,
Eine süße Maienblüthe
Aus dem Schoße der Natur,
Freude, zart wie Düfte, gebend,
Anspruchslos im Schatten lebend
Wie das Veilchen auf der Flur,

Von bescheidenem Reiz umfloßen,
der, der Götterhuld entsproßen,
Nur die Grazien verleiht,
Seh ich meine Ida wallen

In des Hauses stillen Hallen,
Freudig walten und erfreun.

Wenn des Jünglings rastlos Streben
Einst ins off'ne thät'ge Leben
Die geliebten Brüder treibt;
Dann, zum freundlichen Geleite,
Kindlich treu an unsrer Seite
Das geliebte Mädchen bleibt.

Von der Liebe Hand umschlungen,
Bringt der Liebe Huldigungen
Sie dem Vater, ihrer werth.
Regsam, wie der junge Morgen,
Theilet sie der Mutter Sorgen
An der Laren Opferheerd.

Blühe Liebchen, Gottes Segen
Blühe denn der Zeit entgegen,
Die so schönes uns verspricht.
Blickst so lächelnd aus der Wiege –
Sagt dies Lächeln mir, es lüge
Phantasie nun einmal nicht?

Was der Muttertreue Walten
Nur vermag, dich zu gestalten
Einst zu holder Weiblichkeit,
Wird sie liebevoll erfüllen,
Wenn Natur dem ernsten Willen
Freundlich nur die Hände beut;

Wird dich schützen und beschirmen
Vor des Lebens rauhen Stürmen,
Blumen auf den Pfad dir streu'n;
Wenn, dies sicher zu erreichen,

Die Verführung will umschleichen,
Warnend dir zur Seyte seyn.

Gott, der du dies theure Leben
Mir vertrauend hast gegeben,
Liebend alles ihm zu seyn,
Hilf, und laß es mir gelingen,
Dir es einst zurück zu bringen,
Unverletzt und lilienrein! –

Die Blume

Maienhauch durchschwamm den lichten Äther,
Liebe sang die süße Nachtigall,
Leise buhlten um die jungen Knospen
Linde Weste, warmes Sonnenlicht.

Und sie schwellen rot und immer röter,
Öffneten dem sanften Liebeshauch
Ihre Kelche, und in stolzer Fülle
Blühte rings das lächelnde Gefild. –

Eine Blume nur stand tief verschlossen,
In sich bergend noch den süßen Duft,
Und auch sie umfächelten die Weste,
Sie umschmeichelte der Sonnenstrahl.

Aber schüchtern nur, mit leisem Beben
Zu enthüllen ihre zarte Brust,
Öffnete dem warmen Maigekose
Sie den düftevollen Blütenkelch.

Und sie blühte noch in ihrer Fülle,
Als schon kälter atmete der Hain,

Als der Schmuck der warmen Frühlingstage
Schon erstorben auf der bleichen Flur.

Ach! nun wehte kalt der leichtbeschwingte
West, nun war der warme Sonnenstrahl
Schon umwölkt von grauem Herbstesnebel,
Und sie stand in öder Kälte da. –

Seufzt' erschauernd: „Hätte ich doch nimmer
Deinem Schmeicheln, buhlerischer Mai,
Diese Brust geöffnet; hätt' ich nimmer
Dich empfunden, holde Frühlingsluft!"

Am aller Seelen-Feste

Kirchenlied

nach der Melodie: wenn ich einst das Ziel errungen habe
etc.

Laß sie ruhn o Herr in deinem Frieden
Deren Heil dies Opfer mir geweiht
Die Geliebten die der Tod geschieden
Nimm sie auf in deine Herrlichkeit

Gott du Allbarmherziger! erbarme
Dich der Schwachen, wie der gute Hirt
Nimm sie wieder in die Vaterarme
die vom Pfad des Lebens sich verirrt

Ach das keins der Wesen doch von allen
Die zum Glück dein Schöpferhauch beseelt
Ausgestoßen aus des Himmels Hallen
Seines Daseyns ganzen Zweck verfehlt.

Und auch wir, die auf des Lebens Wogen
Preisgegeben noch der Stürme Wuth

Kämpfen bis des ew'gen Friedens Bogen
Herrlich leuchtend auf den Wellen ruht.

Bitten Herr! Du wollest uns beschirmen
In dem Dunkel dieser Erdennacht
Freudig bieten wir die Brust den Stürmen
Wenn für uns der große Vater wacht.

Festen Muths erwürgen wir die Schlange
Der Versuchung die uns glänzend naht
Gehn durch dich gestärkt mit festem Gange
Des Verdienstes schmalen Dornenpfad.

Bis am Ausgang auf des Himmels Höhen
Uns die Palme der Vollendung winkt
Bis im langersehnten Wiedersehn
Unser Herz der Wonne Ströme trinkt

O der Wonne! Die wir jetzt beweinen
Denen heut noch blüht der Todtenkranz
Dort zu finden alle, auch die Kleinen
Engelschön im reinen Himmelsglanz

Ewig deine Herrlichkeit verkünden
Rein von jeder irdischen Begier
Dort den niegestörten Frieden finden
Der ja nirgend ist, als nur in dir.

Antwort auf eine freundliche Einladung
an Herrn Stockmann

Es rührte dich der leise Schall
Der unscheinbaren Nachtigall?
Ob unter ihren Schwestern allen
Gleich schwach nur ihre Töne hallen

Gern Wanderer in deine Brust
Grüßt sie des Wohllauts süße Lust
Doch locke sie nicht aus den Zweigen
Nun auch dem Blicke sich zu zeigen

Denn nur der Zauber Melodie
Den ihr des Himmels Gunst verlieh
Ist ihre ganze kleine Habe
Und manche schöne Gottesgabe,

Des Glanzgefieders Farbenpracht
Der Reize süße Wundermacht
Die, auch das Auge zu entzücken
Die Hainbewohnerinnen schmücken

Entbehrt die kleine Sängerin
Drum gönne ihr, es vorzuziehn,
Sich im Gebüsche zu verstecken,
Und so die Phantasie zu necken.

Denn was die holde Zauberinn
Ihr emsig schaffend hat verliehn,
Mag sie sich selbst nun auch nicht rauben,
Behaltet euren frommen Glauben.

Erfreuen auch durch ihre Kunst
Ersingend eure Lieb und Gunst
Mit Tönen euren Kreis beleben
Im Geist Ihr Guten, euch umschweben
Das sey der lieblichste Gewinn
Der fernen Sängerin

Charade, dreisilbig

Die beiden Ersten nennen euch
Was Manche tief verehren,
Sie machen arm, sie machen reich,
Sie schaffen und zerstören,
Sie ziehen, wie die Sonne, an
Mit ihrem Strahlenkreise:
Doch wandeln alle ihre Bahn
Nicht so im schönen Gleise.
Die Dritte schöpft mit hoher Hand,
Umzuckt vom Flammenblitze,
Den Segenstrom für Hain und Land
In schwüler Sommerhitze:
Sie gibt dem Landmann seinen Pflug,
Den Fürsten ihre Kronen:
Wen sie hinauf zum Himmel trug
In höh're Regionen,
Der sieht ein üppig wogend Meer
Von Füll und Schönheit um sich her.

Das Ganze, liebes Vaterland,
Hegst du in deinem Schooße.
Einst mischt' es uns mit weiser Hand
Des Bürgerglückes Loose
Es stand an deinem Horizont
Ein Stern im Strahlenkranze,
An dessen mildem Glanze
Sich noch der Enkel sonnt.

Die Schneeglöckchen

Holde Blümchen in dem weißen Kleide,
Ach! mit welcher tiefgefühlten Freude
Sah ich schöne Frühlingsboten, euch

Sonst dem Winterschooße früh entkeimen.
Und von frohen süßen Lenzesträumen
Ward das Herz so voll mir und so reich.

Aber jetzt! – Wie stummer Wehmuth-Thränen,
Weckend meines Herzens banges Sehnen
Hangen eure Kelche bleich hinab

Eurer Lilienfarbe zartes Prangen
Gleicher meiner Ida bleichen Wangen
Ach! ihr kränzt meines Kindes Grab –

Seit ich euch mit Schmerzeswehen pflückte
Meiner Ida kalte Händchen schmückte
Und die athemlose Marmorbrust

Bringt mir nur frühes Auferstehen
Nur zurück die bangen Schmerzeswehen
Bringt der Frühling selbst mir keine Lust!

Arm – und immer ärmer wird das Leben.
All' die holden Genien entschweben,
Die mir einst den schönen Pfad bekränzt

Von der Schicksalsstürme argem Wüthen
Sinken, ach! die jungen Freudeblüthen
Wie so reich und schön sie einst gegläntzt

Und in grauem Nebel rings erblassen
All' die heitren Farben, und verlassen
Steh' ich da in freudloser Nacht! –

Müßte unter Schmerzeslast vergehen,
Dürft' ich ruhig nicht zum Himmel sehen,
Wo die Hoffnung bessern Lebens! lacht! –

Freuden und Leiden einer schönen Seele (1819/20-1824?) <Auszug>

Antonie an Tiefenbach

<...> etwa zwey Stunden von der Stadt, liegt das Landhaus das mein Valmont wie einen kleinen Feentempel für mich schmückte, eine breite Kastanienallee führt zu dem mit rothblühenden Akazien umkränzten Hügel, worauf, auf sechs schönen Säulen an der Vorderseite ruhend, unsre Wohnung sich erhebt, den Eingang, dem eine schöne Schweizer Landschaft mit reizenden Prospecten, u. einem Wasserfalle den man rauschen zu hören meint, rings umgibt, schmückt noch ein lieblicher kleiner Amor der auf Rosen hingelagert, in ruhig lächelndem Schlummer liegt, u. wie mein Valmont sagt, sich jedem Eintretenden als die Hausgottheit ankündigt der hier geopfert wird. Pfeil u. Bogen liegen ruhig neben ihm der kleine Schütze hat sie gebraucht, und ruht nach der Arbeit. vier Türen führen zu einer Reihe niedlicher Gemächer, worunter ein großer Saal, dessen vier Wände vier Scenen aus Ritter Bayards Leben darstellen <...> von wo zwey gegen einander befindliche schöne Flügelthüren in allerliebste, ganz ebenmäßig meublirte Kabinettchen <unleserliches Wort> deren eines was nach der Kastanienallee blickt meine Ida bewohnt hier sind die Wände durch veilchenblaue mit breiten Rosengewinden umgebne Tapeten bekleidet, und in dunkelblaue mit silbernen Sternen besäten Nischen zeigen den Schlummergott auf weißen Wölkchen ruhend wie er seine Mohnkörner streut, ein paar herrliche Gemähde, blühende Akazien verhüllen die Fenster u. streuen ihre Schatten leise sich regend ins Gemach. an der andern Seite des Eingangs befindet sich ein Vorzimmer das zur Wohnstube führt alle so geschmackvoll von der reichen Phantasie meines Valmont verschönt, des Wohnzimmers beherrschen die Penaten mit ihren Atributen lauter ernste Gesichter, und zwischen ihnen befindet sich in der Tapetenwand von goldnen Strah-

len sonnenartig umgeben eine Uhr, die die Hausfrau an ihre Pflichten und kleinen Geschäfte erinnert, o sie sind mir alle so lieb u. leicht. – dann kommt Valmonts Arbeitszimmer, ganz einfach mit grünen Wänden, an deren einer die Statue des Apoll von weißem Marmor herrlich sich hervor hebt, und all die tausend Merkmale seiner Verehrung in dem Gemache umher wohlgefällig zu bemerken scheint übrigens ist im ganzen Hause der geringste Fleiß auf diesen verwandt, da meines Valmonts uneigennützig Liebe am liebsten für andre wirkt u. schafft hier mahlt hier denkt u. ersinnt er mit warmer Liebe die schönen Gebilde seiner Kunst, bald wird mein Gemählde vollendet seyn, u. Sie mein Tiefenbach sollen die erste Copie davon haben, aber sie werden lächeln, über den Mahler dessen Pinsel die Liebe geführt u. der diese gewöhnlichen Alltagsgesichtchen so sehr verschönt hat. und nun mein Tiefenbach führ ich sie aus dem Apollo Tempel in mein Kabinetchen, u. ich sage ihnen die Grazien u. Musen selbst würden diese Wohnung nicht verschmähen, so etwas niedliches, einladendes haben Sie in Ihrem Leben, selbst bey der Frau von La Roche, bey Werthers Lotte bey Klopstock u. allen ihren hundert mit Schönheitssinn u. Phantasie begabten Bekannten u. Freunden nicht gesehn, wie meines Valmonts Liebe hier für mich schuf, dies Kabinett daß ich wie er sagt, wenn ich mit der Muse vertraute heimliche Zusammenkünfte habe bewohnen soll. eine herrliche weite Aussicht über die lachende Ebene die bis zur Stadt deren Thurmspitzen fern am Horizont sich blicken lassen reicht, überrascht sie gleich beim Eintritte herrliche Berge erstrecken sich soweit das Auge reicht hinab der schäumende Mühlbach rauscht durch die Ebne fort, u. wiegt mit dem fernen Gemurmel die Phantasie in süße Träume dem Bach entlang dehnt sich die Heerstraße nach M. hinab, u. wie der friedliche Hüttner im traulichen Kämmerlein des Sturmes Getöse vernimmt, u. sichern sich des sichren Daches u. der ruhigen Heimath doppelt freut, so seh' ich hier von fern dem Trei-

ben u. Schaffen der vom Sturm der Leidenschaften u. Sorgen viel bewegten Menschen zu u. freue mich, der meiner Seelen, stimmung so ganz zusagenden Herz u. Geist veredelnden Einsamkeit u. Ruhe. ein mit grüner Seide bekleidetes Sopha ladet so freundlich zu solchen Betrachtungen ein rings von den rosenroten mit weißen Lilien besäten Wänden ergießt sich ein freundlicher Schimmer durch das Gemach von den die Fenster beschattenden Pfirsichzweigen gemildert, deren liebliche Blüthen ihren zarten Duft hineinströmen dem Sopha gegenüber eröffnet sich eine schöne gemahlte Perspective, die die Bildsäule der Venus Urania schließt, meines Valmonts Portrait sprechend wie alle hängt dort in Mineatur, denn auch hier, unter meinem himmlischen Freunden u. Freundinnen soll ich ihn wie er sagt nicht vergessen, als ob ich sein Bild nicht immer tiefer im Herzen trüge, – ein kleiner mit grünen seidenen Vorhängen beschützter Bücherschrank enthält die besten alten u. neuen Dichter alle im grünen Gewande, u. beut mir so reichen, mannichfachen Genuß, daß ich daraus mein ganzes Leben lang schöpfen kann, ein anderer enthält Zeichen, Stick u. andere zu feinen Handarbeiten dienliche Materialien ein allerliebster kleiner Secretair die Schätze die meinem Herzen die theuersten sind, meines Valmont Ihre u. aller meiner Lieben so theuren Briefe und heilige Reliquien geliebter Verstorbner, hier schrieb ich dies, u. hier wird mich vielleicht oft die Muse besuchen, die ja auch Sie lieben. Dort prangt eine goldene Leyer auf grünem Grunde im Kaminschirm, den Valmonts Schwester für mich gestickt hat. Transparente Sonnenstrahlen krönen sie; hier hoffe ich noch an kühlen Herbst- oder Frühlingsabenden an Ihrer Seite, mein Tiefenbach, zu sitzen „Ein Kamin gehört ganz notwendig zu den häuslichen Freuden,“ das hatte ich einmal Valmont scherzend gesagt, und deshalb finde ich ihn hier. – Aber habe ich nicht recht, könnten hier nicht die Grazien wohnen?

1824 Die Fahrt nach Pyrmont.

Die Reisebeschreibung dieses Berges ist die erste und
 grösste Kunststück. In der n. Richtung in der
 und die Stelle von Pyrmont die bei dem
 bei den Gassen ist ein Pyrmont das hier im
 ist, in dem die Gasse liegt. Die n. und die
 in dem das einzige, das ist, in dem
 der Pyrmont, und in der Höhe. Die n. und
 in der, und in der Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.
 Die n. und die Höhe der Pyrmont.

Reinschrift „Die Fahrt nach Pyrmont“, 1824 (Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster)

Die Fahrt nach Pyrmont

Die lang besprochene Reise beginnt. A. hat mit größter Emsigkeit Frau und Schwägerin, Koffer und Schachteln verpackt, keine Nadel und kein Schnürband vergessen. Ein Wagen, der für sechs Raum hat, nimmt die 90-pfündigen Frauen auf, die neben der einzigen Schachtel wie in Abrahams Schoße sitzen. Noch ein Lebewohl Mann, Schwester und Kind, und rasselnd geht's zum Tore hinaus. Kaum graut der Morgen und dichter Nebel deckt noch Tal und Hügel. Die dichtbewaldeten Höhen, die vor unsern Blicken rings im Wechsel mit fruchtbeladenen gelb und grügestreiften Tälern sich ausbreiten, liegen noch in grau verhüllt. Freundliche, rotschimmernde Hütten, die noch den ruhenden Landmann bergen, hängen an den Bergen zwischen Baumgruppen und lachenden weiss und rot blühenden Mohnfeldern. Kühler atmet der Morgen, leise bewegen sich die Gipfel, reger und immer reger säuseln die Blätter der Weidenallee. Leuchtend wird's im Osten, die purpurumrandeten Wölkchen teilen sich und majestätisch und Ehrfurcht gebietend tritt dunkelglühend das große Tagesgestirn am Horizont herauf. Im Himmelsglanze wogt das Ährenfeld, während Schatten noch die Täler deckt. Allmählich entsteigen dünne Rauchwölkchen den Hütten, eine Haustür nach der andern öffnet sich. Rotbäckige Kinder schauen im leichten Nachtkleide dem Wagen entgegen, lauter wird's in den Wäldern, immer schöner und lebendiger die Landschaft. „Nach dem Brunnen?“ heißt's schon im Wirtshause zu Bissendorf. „Ick seh nu woll eene, se willt no'n Brunnen“ in Gesmold, wo das Schloß dem Dorfe gegenüber in einem lieblichen Tale liegt. An der Turmgalerie stehen die vier Evangelisten und gehen in alle Welt hinaus das Wort zu predigen. Ein gottesfürchtiger Mann war wohl der Erbauer, der diesen Ehrenplatz ihnen gab. Gern gingen wir durch die breite Eichenallee, näher durch das schöne Tor zum Schloßhofe, wenn nicht unser mürr-

scher Kutscher wäre, der brummend erinnert, daß wir noch vor Abend in Lemgo sein müssen. Auch verweilen die Blicke nicht lange auf einem Gegenstand, es ist des schöneren, was sie anzieht zu viel für das an dürre Heiden und Sandhügel gewöhnte Auge. Ein üppig umblühtes Dorf folgt dem andern, kein öder Strich Landes auf dem ganzen Wege, überall die Merkmale göttlicher Huld und menschlichen Fleißes. Melle und Riemsloh haben wir passiert, und in Enger hört man schon preußischen Dialekt. Überhaupt spricht auf diesem Wege bis zur niedrigsten Klasse alles Deutsch.

Ein ganz wunderlicher Weiberkopffputz fällt uns hier auf, der von Kattun und anderem Zeuge gemacht, wie ein Krebschwanz hinten steif im Nacken hängt, während eine daneben befestigte spitze Binde wie ein Dach über die Stirn ragt. Das bis an die vom schneeweißen Hemde bedeckte Brust reichende Mieder kleidet die Weiber besser als der wunderliche Kopffputz, der doch auch, je weiter man kommt, je mehr sich hinten abstumpft. In Enger hören wir ein feierlich Geläute und erkennen es bald als die Totenglocke. Eine junge Bauernfrau wird zu Grabe getragen, von einer Menge ganz sonderbar gekleideter Bauern begleitet. In grünen, knopf- und faltenreichen Röcken mit einer dicken Quaste auf der linken Seite, zwei bunte Westen darunter, die weiten Ärmel bis zum Ellbogen hinaufgeschlagen, mit Knöpfen übermäßig versehen. Dabei ganz große dreizackige Hüte tragend scheint dies Kostüm aus dem vorletzten Jahrhundert zu stammen. Man sagt uns, daß es nur bei Leichenbegängnissen getragen wird, seit wann, wie, warum, woher, fragten wir vergeblich.

So durchfährt man wenigstens zehn Städtchen und Dörfer auf dem langen Wege nach Lemgo bei immer wechselndem Reize der Landschaft.

In L. einer altertümlichen Stadt mit hohen Häusern und vielen gotischen Gebäuden übernachteten wir in einem Gasthofe und finden viele Gesellschaft, die von Pymont und

dem dortigen Aufenthalt zu erzählen und uns über die bequemste und vorteilhafteste Einrichtung Auskunft zu geben weiß.

„Mein schönes Fräulein, erlauben Sie mir, Sie nach Pyrmont zu begleiten, da Sie doch des männlichen Schutzes bedürfen werden“ usw. sagt ein Kaufmann aus Hildesheim.

„Bin weder Fräulein noch schön, kann ohne dich zum Brunnen gehen“, sagte ich mit Goethen im Faust, doch nur in Gedanken, das Anerbieten indes höflichst ablehnend, denn es schien uns dieser Herr eben nicht des reinsten Geistes Kind zu sein, und mit Gelde und Empfehlungen zur Genüge versehen, fühlen wir uns auch gar nicht so schutzbedürftig, wie der lustige Passagier meint, lassen uns indessen von ihm eine Adresse geben, wo er uns reelle und billige Behandlung verspricht.

An der Abendtafel fragt Modeste nach ihren Vettern und ihrer Kusine Schmitjan in Hildesheim, und erhält die Antwort, daß Ernestine zwar einem Fabrikanten in Hannover verheiratet, aber geschieden sei und man wisse ihren jetzigen Aufenthalt nicht. Auch auf den Fürsten kam die Rede. Und man versicherte, daß wohl keines Menschen Leben teurer, keinem inbrünstiger lange Dauer gewünscht werde, als dem des edlen, wohltätigen, wie die Gottheit im Verborgenen wirkenden Menschenfreunde, der jetzt schon an 90 Jahre zähle.

Frühzeitig empfahlen sich die Fräuleins, nachdem sie als solche sich scherzend ins Nachtbuch geschrieben, summierten beim Schlafengehen, was sie Schönes auf der lieblichen Fahrt gesehen und genossen, und erwachten nach einem sanften Schlummer, von der rauhen Stimme des Fuhrmanns geweckt, der in dem teuren Pyrmont nicht übernachten will.

Rasch machen wir uns auf, kleiden uns so schnell, wie es anspruchslosen Frauen geziemt, holen nach genossenem Frühstück uns ein Rosen- und Resedabukett aus dem blumenreichen Garten des Hauses, und besteigen voll froher

Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, den breiten Reisewagen, auf dessen leeren Rücksitz der lustige Herr vergebens aufmerksam macht.

Auf dem Wege von Lemgo nach Pyrmont wird die Gegend immer schöner, die Ansichten immer erhabener. Einzelne Partien Kornfelder wie ein wogendes Meer, hoch am Berge, wie von grünen Waldufern umschlossen, tiefe Schluchten, in denen wohlgenährte Kühe und Ziegen weiden, herrliche, hie und da von rauschenden Bächen durchschnitten Täler, wo die fleißige Bleicherin am Ufer des Baches die Leinwand gießt, bieten einen unaussprechlich reizenden Anblick.

Hie und da steigen die Berge bis in die Wolken hinauf, bis unser Weg auf einen der schönsten hinauf und so steil hinab führt, daß wir zu gehen genötigt sind. Tief unter uns sehen wir ein Tal, das überall von schönen Pappelpyramiden ebenmäßig durchschnitten wird, ein Fußsteig führt an dem ein paar Häuser tiefen Fuhrwege her. Wir wandeln ihn, ganz in Anschauen und Genuß versunken, und erblicken plötzlich am Abhang eines Berges ein Städtchen, ganz in Grün versteckt.

„Was ist dies, Fuhrmann?“ „Pyrmont.“ „Was, dies kleine Ding, wie ist das möglich?“ Verwundert blicken wir uns an, und keiner will dem andern gestehen, daß seine Erwartungen betrogen sind. Schweigend steigen wir wieder ein, und erreichen ein schlechtes, erbärmlich gebautes und gepflastertes Dörfchen, die Hütten tief im Grün versteckt. Sind wir in Pyrmont?

Nein, Holzhausen, zehn Minuten davon. Wir atmen wieder auf. Schon wird der Wagen von Kindern belagert. Sie reichen Rosen, wilde Blumen und Eichenblätter in Ermangelung eines andern hinein. Der Schwager macht Miene, sie auseinanderzujagen: „Dat könn wi sölvst wull plücken.“ Bis wir ihm hier wenigstens die Herrschaft nehmen, und den Kindern zum Zwecke verhelfen.

Das Dörfchen ist zu Ende und Pyrmont erreicht. An der Barriere fragt man uns, ob wir Zimmer haben, und zeigt uns deren an, da es nicht ganz voll ist.

Hier beginnen schöne Gebäude, eins am andern, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, alle sind von Linden umschattet und Fenster, Treppen und Altan reich mit Blumen garniert, ebenso das fürstliche Schloß, ein stattliches hochliegendes Gebäude, überall von den herrlichsten in- und ausländischen Gewächsen umstanden. Jetzt beginnen die ersten inneren Herrlichkeiten Pyrmonts sich vor uns auszubreiten. In einem großen Bassin entströmt einem Schwanenhalse ein hoher, immer plätschernder Springquell. Diesem gegenüber, am anderen Ende der großen Lindenallee, befindet sich der Behälter, wo die Nymphe des Quells ihren reichen Segen spendet.

Es ist Mittag und daher jetzt alles ziemlich leer und die Bevölkerung jetzt mehr an den Fenstern, auf Terrassen und Altanen lustwandelnd das Mittagmahl im Freien einnehmend zu sehen.

Wir gelangen an unsern Gasthof, werden bald mit dem Wirt einig und akkordieren eine hübsch möblierte, an der Straße befindliche Stube mit zwei Betten zu fünf Reichsthalern wöchentlich. Die Miete macht den teuersten Artikel, alles übrige ist billig; und wir finden, daß, wer auf das Notwendigste sich beschränken, hier äußerst wohlfeil und wer etwas mitnehmen (mitmachen) will, doch noch nicht kostbar zu leben braucht.

Nach eingenommenen, für 8 gute Groschen die Person, sehr reichem Mittagmahl, gehen wir, nachdem Koffer und Schachtel ausgepackt, in die große Allee, wo man nachmittags den Kaffee einzunehmen pflegt. Hier strömt die schöne Welt in bunter Menge auf und ab, zu sehen, gesehen zu werden, zu hören, zu genießen. Alles, viele Menschengesichter ausgenommen, ist schön, worauf die Blicke sich wenden. Die geschmackvollen Anzüge der Damen mit denen die Torheit ihr buntes Spiel treibt, aus allen Enden

der Welt zusammengetragen, Brillanten, Straußenfedern, Gold, Silber, Seide, Tuniken, Hüte, Turbane, Spitzen, Flor und Bänder, Taillen und Füßchen eingeschnürt, daß man's nicht ansehen mag – das Auge ermüdet von all der Pracht und kann mit Vergnügen selbst auf den Kindern nicht verweilen, die die noch größere Elterntorheit steif geputzt in türkischen, englischen und weiß der Himmel was für Anzügen mitunter mit ganz entblößter Brust und Schultern zur Schau stellt – oh Verkehrtheit! Bleiche kranke Gesichter sieht man wenige. Nur wo geringe schlecht gekleidete Menschen uns begegnen, sieht man Krankheit.

Längs der Allee liegen die stattlichsten Gebäude, Ball-Schauspiel- Cafe-Restaurationshaus, Buchläden und die herrlichsten Warenlager aller Art. Hier muß man durchaus die Augen zudrücken und mit stoischem Gleichmut vorübergehen, sonst kann man der Versuchung, sich für des Mannes sauer erworbenes Geld etwas von all den Herrlichkeiten anzueignen unmöglich widerstehen, und es ist doch lauter Luxus, lauter entbehrliche Sachen und alles ist hier, wie leicht zu begreifen, wenigstens 10 Prozent teurer als anderswo. Nur ein Hut von einem uns als billig rekommandierten Putzhaus in Leipzig, bei dem man unter hundert die Wahl hat, wird als unentbehrlich gekauft. Kaum bestellt, wird schon der Kaffee gebracht. Die Damen arbeiten dabei, und man läßt die schöne Welt an sich vorüber wandeln. Zwei hochrot geschminkte, frech blickende Frauenzimmer in weißen Kleidern fallen uns auf, und Modeste und ich sprechen zu gleicher Zeit unsere Meinungen über sie aus, wir erkundigen uns, aber o Irrtum, es sind ein paar Hofdamen der abwesenden Fürstin von Waldeck. So kann man sich irren, derartige Geschöpfe, wie wir in ihnen vermuten, werden hier garnicht geduldet. Sie verbergen sich in dem Dörfchen Holzhausen und dürfen vor allen Dingen in der Allee sich nicht blicken lassen. Vor einigen Jahren war ein derartiges Geschöpf hier, gab sich für eine Gräfin aus, hielt Bedienten und Equipage, eines Mittags befindet sie

sich in der Allee, wird von einigen Herren erkannt und mit Geklatsch und Geschrei der hinter ihr herlaufenden Gasenbuben die Allee hinaus und von der Polizei aus Pymont gejagt.

Seitdem hat sich keine wieder blicken lassen. Um fünf Uhr Abends beginnt das Schauspiel in dem sehr schönen Hause, das dem Herr Direktor Pichler zwölftausend Reichtaler kostet. Es sind oben die Schauspielerwohnungen darin untergebracht, die er an sie vermietet. Für heut' abend gehen wir nicht hinein, man gibt ein Stück, das wir kennen. Leider ist der berühmte, ganz einzig sein sollende Esslair schon abgereist, und der Erzähler versichert uns, daß das Pymonter Publikum so kalt gegen das Schauspiel sei, daß man selbst diesen kaum beklatscht habe. Er verspricht uns auch zu sorgen, daß man während unseres Aufenthaltes noch den Freischützen gäbe, und scheint ein Freund des Direktors zu sein.

Abends 8 Uhr, welche Stunde mit der Glocke angedeutet wird, geht fast alles zur Restauration. Hier sind zehn bis zwölf große Tische gedeckt, worauf man das Verzeichnis der zu habenden Speisen findet, und für 3 bis 5 gute Groschen ißt man in einem herrlichen Saale, in glänzender Gesellschaft auf schönen Gedecken und bei Wachlichtscheine satt, d.h. wenn man nicht gar zu großen Appetit hat. Wir fanden im Verzeichnis selbst Hirschbraten, Sardellenfilets usw. Ermüdet von all der Herrlichkeit gehen wir nach Hause und zu Bett, und bestellen uns am andern Morgen den Arzt, ihn wegen der Kur zu Rate zu ziehen. Herr Rat Mundhenke, der Sohn unseres Wirts, ist ein freundlicher sanfter Mann und sagt mir, nachdem ich ihm gesagt, welche Ursachen die Ärzte meiner Körperschwäche zugrundelegen, alles vor, was mir fehlt, Kopfschmerz, Neigung zum Schweiß, Schwellen der Füße etc. Er verspricht mir vom Bade gute Wirkung, verbietet aber während der Badezeit alles Obst, das so herrlich hier zum Kaufe geboten wird. Da muß man nun einmal wieder bloße Vernunft

sein, sogar Salat darf nicht genossen werden. Er wird deshalb auch nirgends gereicht.

Wir haben Sonntag und gehen deshalb zur einzigen Messe, wozu ein auswärtiger Geistlicher hierher kommt, und die im Ballsaal gehalten wird. Das Lokal ist zwar sehr anständig, jedoch thront Apoll mit der Leier über dem errichteten Altar und man kann sich bei diesem Anblick kaum des Lächelns erwehren, nur froh, daß nur schlecht gekleidete Menschen in der Messe – Katholiken scheinen wenige hier zu sein.

Sonntags ist übrigens der Fremdenzufluß außerordentlich. Das fährt und reitet von morgens 4 Uhr an an unserem Fenster vorbei. Staatskarossen, Chaisen und vorzüglich viele leichte Korbwagen mit einem Pferde. Schwarze, graue und weiße Strohhüte tragende Herren, mitunter recht bleiche, hageren Ansehens, gehen auf und ab und eilen schon der Quelle zu. Eine ungeheure Menge geringerer (Ich weiß kein passendes Wort für Menschen dieses Standes) Landleute kommt herein und mir fiel auf, daß ich viele, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts Arm in Arm und fest umschlungen dahergehen sah. Es scheint dies von einem guten Geiste zu zeugen. Die Allee ist heute besät von wandelnden und ruhenden Menschen, hier werden Erfrischungen genommen, Zeitungen gelesen, Landpartien verabredet, Komödien- und Konzertzettel verteilt, usw.

Nachmittags vermehren sich Putz und Gedränge. Die Damen ersten Ranges sind dann erst gekleidet und zeigen sich nun in voller Parure. Um 5 Uhr beginnt das Schauspiel. Die Nichtzuschauenden (deren es viele gibt, da den meisten Badegästen, aus den großen Städten kommend, nicht viel daran gelegen und das Entree hoch ist, und auch Bürgerliche nur auf den 16 gute-Groschen-Platz gehen dürfen, wenn sie etwas gelten wollen) bleiben in der Allee. Heute wurde das Sternenmädchen gegeben. Dem Schauspielhause gegenüber sitzend hörten wir Chorgesang, Blitz und Donner, daß uns die Ohren gellten. Ein Schauspielerepaar wan-

delte in den Zwischenakten fleißig auf und ab, ein schöner Mann mit einer häßlichen Frau und umso seltener und erfreulicher die Erscheinung, daß dies Paar in zärtlicher, höchst zufriedener Ehe lebt, obschon dem schönen K. der Beifall der Damen von allen Seiten laut und deutlich genug entgegenönt. „Welch ein schöner Mann“ sagte noch soeben eine neben ihm wandelnde Dame deutlich genug, um gehört zu werden. Das Erscheinen der Jüdin K. auf dem Theater wurde verboten, weil sie dem männlichen Publikum zu häßlich ist. Die Frau soll aber groß gewesen sein in der Kunst, den Mann zu fesseln.

Am andern Morgen wallfahrten wir zum ersten Mal zum heiligen Brunnen nachdem das schon um 3 bis 4 Uhr beginnende Leben auf den Straßen uns zeitig geweckt hatte. Um 5 Uhr sieht man schon Gäste um den Brunnen versammelt, hier reichen schöpfende Männer in dem von jedem Gaste ihnen dargebotenen Glase das helle, perlende und sehr wohlschmeckende Wasser, wovon wohl etwa die Hälfte genossen und der Rest in marmorne Rinnen gegossen wird, die mit Kanälen in Verbindung stehen, welche diese hinwegführen. Die herrlichste Musik, die bis um 8 Uhr spielt, erleichtert das Gehen in der Allee während des Trinkens, nur ist diese, da sie dicht beschattet ist, sehr kühl, und wir bedauerten sehr die Unbesonnenheit, nicht wie die übrigen Damen unsere Wintermäntel mitgenommen zu haben. Die Bäder sind in den Morgenstunden, weil sie der Bequemlichkeit halber dann am meisten gesucht werden, sehr selten zu haben, und wir müssen uns bequemen, entweder morgens 6 Uhr oder nachmittags zu baden, zogen indessen ersteres vor. Den fürstlichen – allen Badegästen mit dem Vorbehalte nichts zu pflücken oder zu beschädigen offenen – Garten besuchten wir an diesem Tage und fanden darin unter andern herrlichen Blumen eine vorzügliche Auswahl verschiedener Rosen, die Rose Triumphante, Sanglante, Touchante, Admirable, Aimable, Noire de Diable, Passable etc. Auch herrliche Monatsrosen im Gar-

tenboden zu hohen Stauden herangewachsen, die herrlichsten Stachel-, Erd- und Johannisbeeren mußten wir des fürstlichen und ärztlichen Gebotes wegen leider unberührt lassen. Auch das sogenannte Försterhaus, ein äußerst reizendes, auf einer Anhöhe gelegenes, etwa eine halbe Viertelstunde von Pyrmont befindliches, und von dort stark besuchtes Kaffeehaus bestiegen wir; und keine Beschreibung vermag es auszudrücken, welchen Genuß dem durch solche Schönheit ganz unverwöhnten Auge die von allen Seiten sich hier darbietenden Aussichten gewähren. Tief unter uns liegt seitwärts Pyrmont, von wo herrliche Pappelalleen, worin das Wagengerassel nicht aufhört, zu den Salinen führen, wo viele Kurgäste die Salzbäder gebrauchen. Von oben herab, unter Akazien verborgen, sehen wir die ab- und zuflutende Menge. Weiter hinauf im Tale liegt Lügde mit seinem großen Klostergebäude, Friedenstal mit seinen friedlichen Bewohnern zeigt sich links. Malerische Schlag- schatten schweben am Berge hin und her im Abendsonnengolde, und ätherischer Glanz ruht auf zerstreut liegenden, vom Widerschein des Untergangs beleuchteten Partien.

„O wunderschön ist Gottes Erde“ möchte man mit Hölty ausrufen, und hinzusetzen: „Wie schön muß erst der Himmel sein.“ Wahrlich, es lebt doch nur halb, wer in einer von der Natur vernachlässigten Gegend lebt, dacht ich dabei seufzend, daß ich hier nicht meinen Lieben und mir eine Hütte bauen kann.

Wir besehen noch das schwarz marmorne Monument, das dem Andenken Friedrichs des Großen, der vor dem Feldzuge an dieser Stelle den Brunnen trank, hier errichtet ward. Wir stiegen auf den höchsten Gipfel des sogenannten Königsbergs, wo man durch dazu eröffnete Baumschluchten die herrlichsten Aussichten hat, und dann den leichteren Weg hinab, um auch das bei der Allee befindliche Boskett in Augenschein zu nehmen, wo der herrliche Tulpenbaum (den botanischen Namen kenne ich nicht) zur größ-

ten Obstbaumhöhe herangewachsen blüht. Für Sitze und Bequemlichkeiten aller Art ist hier gesorgt, und es sollte hier auf einem großen Platze ein Feuerwerk abgebrannt werden, wobei wir aber der Witterung wegen nicht Zuschauer waren.

Ein Tempel erhebt sich hier im dunklen Gebüsch, der dem Andenken einer gewissen, die Badekur gebrauchenden Gräfin errichtet wurde, die, weil sie der Verordnung zuwider zuviele Erdbeeren genossen, hier starb. Er dient also zugleich allen Badegästen zur Warnung.

Noch besuchten wir einige Bijouterieläden, um vorläufig für die lieben Zurückgebliebenen uns etwas zu erstehen. Hier zeigte man uns die größten Kostbarkeiten bei den kleinsten Kleinigkeiten, einen Halsschmuck zu 1000 Luisdor und Perlenschnüre zu einigen guten Groschen. Unter andern das Geschmackvollste, was zu sehen, war ein diamantenes Kreuz an einem Gehänge, das von einem großen, dreizackigen Brillanten, als ein sogenanntes Auge Gottes von brillantenen Sonnenstrahlungen umgeben gebildet war. Es wurden dafür 2000 Dukaten gefordert.

Es werden übrigens die Inhaber dieser Herrlichkeiten aus leicht begreiflichen Gründen ungeheure Prozente nehmen und nehmen müssen, obgleich sie uns versicherten, daß sie wegen des Mangels an Geld und an fürst- und gräflichen Badegästen diesmal spottwohlfeil verkauften. Wir ließen uns aber nicht verleiten, voreilig zu kaufen, und versprochen, ihnen nur zu bringen, was die Bescheidenheit der Miete uns übrig lasse.

Am liebsten gingen wir in einen Spitzenladen, wo ein ganz launiger Kerl mit seinen Einfällen uns ergötzte, wir warfen ihm vor, daß eine von ihm gekaufte Spitze sich nicht waschen lasse, aber ohne sich das etwas kümmern zu lassen, meinte er, alles Schöne müsse vor Feuer, Wasser und Luft behütet werden. Was sollte man machen, als mit ihm zu lachen. Dann besahen wir uns Kupferstiche, Karikaturen in Buchläden usw.

Zahllose, an allen Bäumen angeklebte Avertissements sagten uns, daß heute Konzert, Komödie, und neben anderen Naturseltenheiten ein Kosmorama zu sehen sei, auch boten Zahnärzte, Maler, Künstler aller Art ihre Künste und Dienste an.

Eine die Badegäste sehr begünstigende Polizeiverordnung verbietet unter anderem den badenden Armen die Hauptallee und weist ihnen die Seitenallee zum Gehen, auch eine andere Tageszeit als die ersten Morgenstunden, in denen man nüchtern den Brunnen trinkt, zum Trinken an. Sogar müssen diese Menschen durch die Seitentür treten, dahingegen die Fürnehmen durch die Mitteltür kommend sich das Wasser schöpfen lassen. Mit dieser Verordnung ist doch wohl den großen dieser Erde und dem Eigennutz, der sie herbeilocken will, gar zu sehr gefrönt.

Hier, wo die Gottheit selbst sich einen Altar errichtet hat, auf dem der unendlichen Güte, die Menschengebrechen heilt, freudig geopfert wird, wo der nicht zu erschöpfende Segensquell fließt, den man nicht ohne tiefe Rührung in dem Marmorbehälter ununterbrochen hinaufsprudeln sieht, hier sollte wie an den Altären unserer Tempel sich ohne Unterschied versammeln dürfen, was wie an Sonnenschein und Regen auch an dieser Gottesgabe gleichen Anteil hat!

Auf dem Brunnen, woraus das Wasser in die Bäder geleitet wird, sehen wir auf den darüber befestigten Bänken viele Landleute sitzen und erfahren, daß dies teils zum Vergnügen, teils zum Nutzen geschehe, weil der daraus hervorstiegende Dampf stärkende Kräfte habe. Hält man eine Ente oder ein Huhn eine Zeit lang über den Brunnen, so wird das Tier leblos und erholt sich nur wieder in gewöhnlichen Wasser, legt aber dann nie ein Ei wieder. Aus diesem Brunnen wird das Wasser in die Buden geleitet, und man sieht ihn den ganzen Tag von Fässern, Eimern und von Schöpfenden umgeben, die das Wasser zu Privatbädern holen. Das Wasser in dem Trinkbrunnen vermindert sich

übrigens durch alles Schöpfen nicht, obgleich täglich im Durchschnitt 4000 Krüge zum Versenden daraus gefüllt werden.

Diesen Abend, den herrlichsten, den wir noch in Pymont genossen, wendeten wir an, die nächsten Umgebungen des fürstlichen Schlosses zu sehen. Sie sind nicht sowohl selbst schön, als sie überall herrliche Aussichten gewähren, uns gefielen wenigstens zwei hohe, altertümliche, ganz mit Efeu bekleidete Mauern, die einen der inneren Hofräume einfasen, und eine herrliche Linde besser als alle Aloes, Kakteen, Erikas und wie die aus- und inländischen Herrlichkeiten heißen, die den hohen Vorplatz des kleinen, einem schönen Privatgebäude gleichenden Schlosses umgeben. Jede Linde aber gewährt einen ganz einzigen Anblick. Sie steht auf einem Hügel, der auf einer Seite vom Schloßgraben umgeben wird, ganz allein ihn beherrschend. Ihre Zweige senken sich rings herum, fast im Zirkel die Erde berührend, den man wahrscheinlich mit 200 Schritten, wenn nicht der Schloßgraben daran hinderte, nicht ausmessen könnte. Der Stamm scheint durch ein Gewitter gespalten und durch zwei ineinander verwachsene Bäume gebildet zu sein, oben und die Zweige durch eiserne Ketten verbunden, wahrscheinlich gegen Sturm. Es ließe sich ein Schloß in diesen Zweigen bauen, und Hunderte könnten in ihrem Schatten wohnen. Auf unsere Frage, ob die fürstliche Familie sich nicht oft hier versammle, antwortete die Schildwache: „Gar nicht!“ Zu verwöhnt sind die Großen dieser Erde durch ihre Herrlichkeiten – wenn man auch diese Linde, die auch der Kleinste haben kann, nicht dazuzählen will – als daß sie, worum manches beschränkte Gemüt sie beneidet, wahrhaft genießen!

Bei der Rückkehr sahen wir die Tochter des preußischen Ministers Bernstorff im Angesicht des Schlosses in ihr Portefeuille zeichnend. Das Friedenstal haben wir nun auch gesehen. Es liegt sehr reizend tief von Wald und Bergen umschlossen, und hat nur wenig Bewohner, die größten-

teils zu den sogenannten Quäkern gehören. Die hier befindliche bekannte Messerfabrik, die schöne und dauerhafte Arbeiten liefert, gehört indes nicht mehr ihnen, sondern den Herren Uslar und Konsorten in Pyrmont. Wir nahmen sie in Augenschein und zum Andenken etwas daraus mit, mußten aber teuer bezahlen. Die Quäker kennt man äußerlich an ihrer schlichten Kleidung und den kleinen niedrigen, mit großem Rande ungebogenen Hüten. Hoffentlich haben wir auch Gelegenheit, sie einmal näher kennen zu lernen und ihrem Gottesdienste beizuwohnen. Beim Heimgang sahen wir noch die protestantische Kirche, die, von außen und innen schlicht und schlecht nichts besonderes hat, als daß wir eine eigene Art Erinnerungszeichen an die Toten dort fanden, die, überall an den Kirchenwänden angebracht, in kleinen Gruften bestehen, die Blumen und Blumenurnen und die Namen der Verstorbenen tragen und mit herabhängenden Bändern geschmückt sind. Auch hier unterschied man bald die Großen oder sich größer dünkenden an den reicheren Blumenvasen und den glänzenden vielfachen Atlasbändern.

Endlich habe ich auch den berühmten Freischützen gesehen, und die in der Tat ganz einzigen Dekorationen und die noch schönere Musik verdienen den Ruhm, den sie weit und breit ernten. Die Szenen in der Wolfsschlucht, die glotzenden Eulen, deren Geschrei die Musik so täuschend nachahmt, die schwirrenden Fledermäuse, das Zischen des Feuers beim Gießen der Freikugeln, Die Gespenstererscheinung, der mit seinem Feuermantel und der großen roten Hahnenfeder (die, ich weiß nicht warum, einen grausigen Eindruck macht,) im Hintergrund herschreitende Samiel, die vorüberziehende wilde Jagd, das furchtbare Totengerippe, das schreckliche, unaufhörlich zischende Blitzen und der tosende Donner, wovon das Theater zittert, die über den Boden hüpfenden Flammen, endlich die funken- und flammen sprühenden Drachen und zum Schlusse die Feuererleichtung, die die ganze Szene mit dunkelrotem

Glanze wunderbar grausig erleuchtet, alles das scheint berechnet zu sein, die Nerven aufs Höchste zu spannen. Und in der Tat suchte ich den mir zu weit entfernten Ausgang, um dem Eindruck zu entfliehen, und hielt mich nur mühsam, da es zu voll war, und ich kein Aufsehen erreichen mochte, andere Frauzimmer aber waren dessenungeachtet davongegangen. Es wurde übrigens alle Mühe angewendet, die Zuschauer zu befriedigen, und das „Ob auch die Wolke sich verhülle.“ „durch die Wälder durch die Auen,“ dann „Nichts gleicht auf Erden“ herrlich gesungen. Nur von dem Jungferkranz hatte ich mir mehr versprochen, von dem Texte verstand man zum Glück wenig, er soll ganz unbedeutend sein und würde nur stören.

Heute tritt Madame Meck vom braunschweigischen Theater in Preciosa auf, wir gehen nicht hin, da den Brunnengästen das öftere Theaterschauen gar nicht heilsam ist, und hoffen, daß es noch einmal gegeben wird. Heute haben wir nun auch dem Quäkergottesdienste beigewohnt, ohne davon indes sehr erbaut zu werden. Ein zwar schön am Fuße des sogenannten Bomberges gelegenes, den großen Versammlungssaal enthaltendes Gebäude scheint bestimmt, zehnmal soviel Mitglieder aufzunehmen, als wir dort fanden. Es mochten kaum 20 bis 30 sein, und die Zahl der neugierigen Zuschauer war bei Weitem die größte, und zeigte uns nur nackte Wände und große hölzerne sich amphitheatralisch erhebende Bänke, auf denen an einer Seite die Männer, an der anderen die Weiber, sich Hut und Mützen tief in die Augen ziehend, hinsetzten und in Betrachtung verloren scheinen. Daß sie es sind, ist wohl schwerlich anzunehmen, da das Geräusch Fremden, Ab- und Zugehenden sie notwendig sehr stören muß. Wir erwarteten so lange schweigend, ob nicht endlich einer, vom Geiste getrieben, wie sie es nennen, aufstehen und reden würde (da dies jedem frei steht), bis ein alter düster blickender Mann eine Rede in englischer Sprache anhub, die ein anderer, Satz für Satz sehr geläufig verdolmetschte. Er

sagte freilich manches Gute und verriet viel Kenntnis der heiligen Schriften im Ganzen, doch drehte sich alles um das Thema: „Suchet Gott und nicht die Welt“ so schneckenförmig und planlos herum, daß alles zu gähnen anfing und viele den Saal verließen, was der Redner sich dann im Namen der „Freunde“ höflich verbat. Nach ihm trat nun eine lange sich mit geschlossenen Augen hin und herbewegende Frau, ebenfalls eine Engländerin, auf, und redete sehr geläufig, und zwar mit bewunderungswürdiger Kenntnis der Bibel sowohl, als der Briefe der Apostel, aber wieder sehr unzusammenhängend und im widerlichen Quäkerton zu den Frauen gewendet darüber, daß es auch den Weibern ziemlich, öffentlich in den Kirchen aufzutreten und sich in die kirchlichen Angelegenheiten zu mischen, daß Paulus sehr die Dienste der Phöbe gerühmt habe und daß, wenn er sage: „Ihr Weiber fraget erst Eure Männer“ das nur heißen solle: „Gehet mit ihnen zu Rate, was Ihr reden und tun, und nicht, ob Ihr es sollt“, denn es verstehe sich von selbst, daß ein Weib durch Rede und Tat ebensoviel Gutes stiften könne als ein Mann. Auch sei ja Christus von einem Weibe geboren und einem Weibe zuerst nach seiner Auferstehung erschienen und was des nichtssagenden Geschwätzes mehr war, das uns die lange Rede nicht abwarten ließ. Ob übrigens bei dieser Sekte mehr Scheinheiligkeit als wahre Frömmigkeit wohnt, wer mag das beurteilen? Daß diese bei ihnen nur in Wort und Kleid bestehe, kann man doch auch nicht sagen, da sie untereinander mit dem was sie besitzen sich hilfreich beistehen, obschon nun wieder andere behaupten, es sei dies Sektengeist und Sucht, sich auszubreiten, und zu erhalten, unter andern sei hier eine Quäkerin, die 2900 Taler zu diesem Zwecke verwendet und im Jahre 1816, als man hilfreich sich zur Unterstützung der Notleidenden hier vereinigt habe, nichts hergegeben habe, als eine Obligation auf einen ganz insolventen Kaufmann, die keinen Wert gehabt habe. Auch nur einen Taler bar herzugeben, sei sie nicht zu bewegen gewesen. Wir sprachen diese

Dame und fanden ein altes graues Jüngferchen, das sich viele Mühe zu geben schien, uns zu Proselyten zu machen. Sie war wieder sehr bibelfest und beredt und pries uns ihren inneren Frieden, ihre Seligkeit, nach langem Irren Gott gefunden zu haben, in einem solchen Ernste, daß ich's unmöglich für Heuchelei halten konnte und es sehr mißfiel, wie einer aus der Gesellschaft sich wie zu Tränen gerührt stellte, die Augen trocknete, ihre Hand küßte und ihr versicherte, sie werde ihn noch ganz auf den rechten Weg bringen (worin sie bei dem alten lustigen Postmeister, einem närrischen Kauz, der mit uns im Hause wohnt, seine Absicht, sie zum Besten zu haben, nicht ahnte). Zu einem neben mir stehenden Theologen sagte sie: „Dich habe ich längst erkannt, du bist eine treue Seele, die Gott aufrichtig sucht. Und dies ist vermutlich deine Geliebte.“ Er verbeugte sich schweigend, und der Postmeister, ins Fäustchen lachend, entschädigte sich heimlich für den Zwang, denn sehen dürfen sie es beileibe nicht, daß jemand lacht. Wir wurden beim Abschied freundlich zum Wiederkommen geladen, und der Kontrast der bunten Allee mit der einfachen Quäkerhütte und der graugekleideten Bewohnerin machte einen widrigen Eindruck auf mich, und auf einige Augenblicke mochte ich mich im bunten Hut und Kleide gar nicht sehen. Doch wo wird ein solcher Eindruck wohl eher verwischt, als eben in der Pyrmonter Allee? O goldene Mittelstraße, dachte ich, zuletzt des Willens, mich auf dieser Straße ohne Straucheln zu halten.

Übrigens zeichnet sich diese Sekte noch nebst der genau umschriebenen Weiber- und Männerkleidung, die jeden von ihnen auf den ersten Blick erkenntlich macht, auch dadurch aus, daß sie allen Prunk und Glanz auch im übrigen verachtet, an keinen Staatsämtern teilnimmt, vom Militärdienst befreit ist, wohl aber Künste und Gewerbe, auch Handel und Wirtschaft treibt. Heute verlebten wir einen sehr schönen Nachmittag in Holzhausen, wohin wir in großer Gesellschaft gegangen waren. Eine schöne Allee

führt von Pymont gradewegs zu dem Dörfchen, das ich beim Durchfahren für Pymont selbst gehalten hatte. Ein mit schönen Stuben, Säulen und Gärten versehenes Wirtshaus nimmt die dahin Wallfahrenden auf. Man speist und tanzt auch wohl hier, und wir fanden auch jetzt Musik und Tanzende, nahmen aber keinen Teil am Tanz, weil das Tanzen der Kur sehr nachteilig ist.

Die Jodfälle sind ebenfalls in der Nähe von Holzhausen, und wir nahmen sie abends in Augenschein. Wirklich eine furchtbare Tiefe von der man bei dem Größten bis auf den Wasserspiegel hinabschaut, von wo man bis auf den Grund, bei den andern aber 200-300 Fuß mißt. Eine ungeheure Tiefe also, in der, wie uns die hier überall stehenden und die Hand nach einer kleinen Gabe ausstreckenden Cicerone erzählten, schon mancher frei- und unfreiwillig seinen Tod fand. Ein Badegast, ein Franzose, den einer aus unserer Gesellschaft gekannt hatte, hat sich, man weiß nicht warum, und ein Mädchen unglücklicher Liebe wegen ertränkt, wie uns der Führer, der kaum zu wissen schien, was Liebe sei, sehr rührend erzählte. Die Jodfälle verdanken überwiegend ihre Entstehung unsichtbaren Naturprozessen, welchen, darüber sind die Meinungen der Forscher geteilt.

Die bekannte Dunsthöhle sahen wir ebenfalls, sowie die Wirkungen dieses ganz unsichtbaren, aber desto fühlbareren, heute nur drei Fuß über dem Boden stehenden Dunstes, in dem jedes Feuer erlischt, jedes lebende Geschöpf bewußtlos und endlich tot hinsinkt. Wir sahen dies an einem Raben, der binnen einiger Minuten sich wälzend und nach Luft schnappend taumelnd dahinsank, bis er sich, herausgebracht, nach und nach erholte. Wir versuchten, den Kopf in den Dunst zu halten, aber wie von einem elektrischen Schläge fuhr man von dem Dunste berührt, in die Höhe. Diese Höhle hat gewiß schon mancher Selbstmörder zu seiner Ruhestatt ersehen. Die Führer erzählten

uns Beispiele, die vor nicht langer Zeit sich ereignet haben sollen.

Übrigens ist es nicht möglich, das Mindeste zu sehen, auch mit Hilfe des Mikroskops soll man den Dunst durchs Auge nicht wahrnehmen können. Den einzig schönen, ganz warmen stillen Abend wurde im Grünen gelagert, ein fröhliches Danklied zum Opfer gebracht, und man trennte sich, froh des stillen Genusses, ohne zu bereuen, den „Bräutigam von Mexiko“ nicht besucht zu haben. Die Stunde des Schauspielanfangs verrinnt hier immer unbemerkt, und eh einer sich's versieht, ist es zu spät, und man kann sich von dem Genusse eines schönen Abends nicht trennen, um ins finstere Schauspielhaus zu gehen.

Heute ist Festtag. Wir haben Briefe von den Unsrigen – ich erhielt den ersten aus der weiten Ferne und verschlang begierig jedes Wort der Liebe vom Geliebten. Solche Briefe sind unter lauter fremden Gestalten dem Herzen so wohlthuend, dem nur wahre Liebe, wahres Zutrauen, nicht der Schein des Wohlwollens, und der Achtung Genuß gewähren kann. „'S ist wohl schön in fremdem Lande, doch zur Heimat wird es nie!“ Nicht von der leblosen, nur von der beseelten Schöpfung kommt uns des Daseins wahre Wonne, was sind Berge, was sind Meere und Wälder, wenn nicht Wesen sie bewohnten, die uns liebten. Ein solcher Brief gewährt doch mehr Genuß als das Anschauen des Königsberges mit allen seinen Vettern.

Der lustige Postmeister kommt herauf. „Sie haben Briefe bekommen, Fräulein Preziosa und Modestchen, jetzt will ich doch wissen, woran ich mit Ihnen bin, zeigen Sie mir die Adressen, damit ich weiß, ob der Tod oder Leben mein Los ist – was: Richterin Schücking, geb ... o ich Unseliger, die, die mein Herz anbetet, ist vermählt! Leben Sie wohl, auf ewig. Erschrecken Sie nicht, wenn Sie einen Schuß hören!“

Wir lachten dem alten Kauz herzlich nach, der übrigens der Maitre de Pläsir des ganzen Hauses und schon jähriger

Brunnengast, also recht geeignet ist, uns überall Kunde zu geben, von dem, was sehens- und besuchenswert ist. „Ach“, klagte er neulich, „welch ein trauriges Leben führt doch so ein armer Witwer wie ich, da muß ich mich in den Bädern herumtreiben, um nur die Zeit zu töten. Meine Frau! Ach, das war eine Frau – ich muß es selbst bekennen, besser als ich sie verdiente! – Seit zwei Jahren entriß sie mir das unerbittliche...!“ „O du alter Sünder,“ klopfte ihm jemand auf die Achsel, „deine Frau wird morgen herkommen, dich zu holen.“ „Sieh da, wo kommst denn du her, was schwatzest du da für Zeug? Geh hin zum Brunnen und trink dich wieder nüchtern und laß mich hier in Ruhe!“ Laut lachte die ganze Gesellschaft und wird noch ärger lachen, wenn die Frau nun wirklich kommt. Der Alte kam indes ein wenig aus den Sprüngen und kratzte sich hinter den Ohren, doch nicht lange, so war er wieder in seiner lustigen Fassung und schien an nichts zu denken, doch dachte ich in meinem Sinne, gottlob, daß ich die Frau nicht bin.

Es ist dies eine der angenehmsten Unterhaltungen in einem Bade, oder an jedem Orte, wo wir allen, und alle uns fremd sind, das Studium der verschiedenen Physiognomien, Charaktere und Verhältnisse derer, die uns umgeben; bald ein zärtliches, bald ein düsteres Ehepaar, dann ein prunkender, mit Orden behangener Geck, dort ein blasser hagerer, zum Schuß bereit scheinender Werther, ziehen unsere Aufmerksamkeit an. „Was mag dem fehlen? das ist gewiß ein Brautpaar. Wem mögen die niedlichen Kinder gehören?“ so fragt man forschend, und lernt so endlich alle die Gestalten, Stand und Namen auch kennen. Bei näherer Bekanntschaft fragt man dann so nach und nach genauer – ob verheiratet, ob ledig, wo – wie weit her – wieviel Kinder – wie alt das Älteste – wie alt das Jüngste – wessen Standes, wes Gewerbes – so kennen wir hier im Hause z. B. uns nun schon genauer. Da ist erstlich ein dicker Baron aus der Umgegend, der alle Jahre hierher kommt, indessen so genau es einzurichten weiß, daß er sogar Heu für seine Pferde von

seinem Gute hierherbringen läßt – ein paar gichtlahme Frauenzimmer, die sich ganz verschlossen halten und mit denen wir nicht in Berührung kommen, eine Hofrätin aus Wolfenbüttel mit ihrer schönen Tochter, die fleißig unsere Gesellschafterin ist, der lustige Postmeister Wolf aus Lemgo, ein reicher Gutsbesitzer aus Sachsen, der Frau und Kinder hat, und oft ein Wörtchen über die leidige Verschwendungs- und Putzsucht der Frauen fallen läßt, und hageren melancholischen Ansehens ist (wir haben also das unsrige abstrahiert), ein junger Mann aus Dänemark, dessen Geist den stillen Tiefgründen zu gehören scheint, nach der Beschreibung ein zweiter Uhlens, dem es in Deutschland so gut gefällt, daß er noch eine Zeit lang bereisen, und, wie er ganz leise zu verstehen gibt, dort eine Frau nach dem Modell der ersten, die er in uns in Deutschland kennenlernt, suchen will. Es ist mir leid, daß Luise nicht bei mir ist, vielleicht entschlösse sie sich, nach dem kalten Seeland zu ziehen. Dann kommt ein protestantischer Theologe, der sehr gern über Religion spricht und in Vorurteilen gegen die unsrige genährt zu sein scheint, da er uns ganz verwundert ansah, als er hörte, wir wären Katholikinnen. Er möchte uns gern in Clemenswerth besuchen und den Katholiken kennen lernen, der mit ihm nicht an die Hölle glaubt. Er läßt übrigens mitunter ein Wörtchen über die Treulosigkeit der Weiber, über das nicht zu ersetzende Glück der ersten Liebe, die Schmerzen des gekränkten Vertrauens usw. laut werden, wir wissen also, daß ihm ein Mädchen untreu wurde. Dann kommen endlich ein preußischer Assessor und einige Andere, die nicht die Ehre haben, zu unserer Gesellschaft zu gehören, so wenig wie oben genannter Baron. Nur mit den übrigen genannten Damen und Herren, wozu sich auch wohl einige Münsterländerinnen gesellten, machen wir teils zu Fuß, teils zu Wagen unsere Wanderungen, ziehen indes auch oft vor nach schon bekannten Orten, wie die Königsberge, ganz allein zu gehen. Morgen werden wir zusammen nach Lügde

und Schieder fahren. Heute haben wir den angenehmsten der hier verflossenen Tage verlebt, da lauter bekannte, befreundete Gestalten eine nach der andern uns überraschten. Kaum hatten wir morgens früh einige Schritte zur Brunnenwallfahrt gemacht, – da standen der Dr. LaCroix und Frau vor uns, da reichte eine Frau aus der Menge ihr Glas hin, – es ist Sophie Lindenkampf mit Mann und Kind. Da tritt Heil aus Hannover um die Ecke – eine bekannte Stimme ruft hinter uns „Guten Morgen“. Wir sehen uns um – Tenge – Döre – Auguste stehen da, sind gestern abend von Berlin gekommen und reisen morgen weiter nach Barkhausen. Dann treten noch allerhand minder gute Bekannte, Forkenbecks Hosius usw. aus Münster auf, doch wir verweilen nur bei den ersteren. Einander erkennen, auf einander zueilen, sich mit Kuß und Händedruck bewillkommen ist da eins, und des Fragens und Begrüßens kein Ende.

Wir speisten alle zusammen im großen Restaurationssaal, alle Tische waren dicht besetzt, es summt rings wie in einem Bienenkorbe, und die Musik wurde leider fast gar nicht beachtet. Zwischen den sehr langsam aufgetragenen Speisen trug die Spekulation noch Obst, Melonen, Aprikosen usw. herum, was die Herren dann notabene extra bezahlen müssen. Musizi, Zettelträger, alles reicht seinen Teller, Eis und Champagner werden angeboten, und ich bedauerte die armen Männer, denen die Galanterie das nicht auszuschlagen erlaubt. Wir leerten einige Gläser auf das Wohlsein unserer Lieben, und gingen, des langen Essens müde, zum Kaffee in die Allee hinab, bis ein Gewitter uns verscheuchte und ein heftiger Platzregen, ehe wir das Haus erreichen konnten, den schönen Putz verdarb.

Die Barkhauser werden morgen in der Frühe abreisen, und wir haben versprochen, über Barkhausen unsere Rückreise zu nehmen. Mitunter schleicht sich auch noch mancher Abenteurer unter erborgtem Namen in die Gesellschaft. So ging es der Demoiselle Zumbrok, die mit einigen münster-

ischen Damen hier ist, und der von dem angeblichen Geheimsekretär – ich weiß nicht, welches großen Herrn – sehr der Hof gemacht, und in dessen Begleitung sie überall gesehen wurde. Eifersüchtig auf das Glück des Zudringlichen geben sich nun andere Herren die Mühe zu entdecken, wer dieser eigentlich sei, und siehe da, es ist der Bediente eines Generals, der sehr entrüstet über dessen Dreistigkeit, womit er sich unter falschen Angaben hat in die Badeliste einschreiben lassen, ihn verabschiedet. Der Galan läßt sich nun nirgends mehr blicken. Manche Neiderinnen der schönen Dame freuen sich nun heimlich recht herzlich, daß es ihr so gegangen und bedauern den Bräutigam zu Münster, der viel zu fest an die Treue seiner Braut zu glauben scheint.

Wir kommen von einem angenehmen Spaziergang auf den Bomberg zurück, und zwar trotz den steilen Höhen munter und unermüdet. Am Fuße sehen wir zweifelnd auf die fast wie ein Hausdach vor uns liegende Höhe, doch trieb eben die Beschwerde, das Ziel zu erreichen, uns desto mehr hinauf, und wir machten den Versuch. Um keinem unserer Führer freiwillig das Glück zu bereiten, das schöne Fräulein Bornträger zu unterstützen, schlug ich vor, darum zu losen, und es wurden dem Fräulein der Däne, der Assessor Modesten, und mir der Theologe oder sogenannte Pastor zuteil. So klotzen wir langsam und oft ruhend die steile Höhe hinan unter immerwährendem Lachen. Modeste, der fast die falschen Locken entfielen, wünscht sich bald mit dem Assessor in einen Luftballon, dann bedauert sie komisch den Begleiter, daß er sich mit ihr behelfen müsse und die schöne Minna nicht führen könne usw. Kurz, es war eine richtige Lachpartie, die durch den einfallenden Regen, der uns nötigte, Schale und Tücher um den Kopf zu wickeln, noch interessanter wurde. Endlich ward das schöne Ziel erreicht. Wir standen an der hohen Tanne, die es bezeichnet, und blickten bald in ein üppig wogendes Meer von Fülle und Schönheit um uns her. Tief und klein lag

unter uns Pyrmont, ein dicker Dampf bezeichnete das Badehaus, der schwarzgrau unaufhörlich darüberhin schwebte. Dort ist alles, uns jetzt unsichtbar, Leben und Bewegung. Hundert Arme sind bemüht erworbenen Sparpfennig der über dem Brunnen schwebenden Göttin der Gesundheit, sich Gesundheit und Lebensmut zu erkaufen. Und so manche kehren doch unbefriedigt heim, nur wohl keiner, der Vergnügen und Zerstreuung sucht, wenn er nicht ein unheilbarer Misanthrop ist. Unscheinbar, fast wie Kinderwagen rollen die Equipagen durch die schmale und enge, sich vor uns durchkreuzende Allee. Wir erblicken betrachtend die Vergänglichkeit der Dinge, auch die, die uns bald nach Hause und in die Arme unserer Lieben zurückführt, und stärker als der Trennungsschmerz erfüllt die Lust des Wiedersehens das Herz. Wie der Schleier der Zukunft schweben graue Wolken an einer Bergschlucht und lassen in weitem und hellem Abendschein weißleuchtendes Gebirge durchsichtig erblicken. „Möchte so licht nur unsere Zukunft hinter dem Nebelschleier der Gegenwart liegen“, sagte ich, hindeutend, und der Pastor meinte, daran sei ja nicht zu zweifeln.

Wie hängend an den Bergen weiden die schönen Herden ringsherum unter üppigem Grün. Die Abendglocke tönt von Lügde herüber zwischen die Glocken der Schafherden. Wie schön ist es hier! Daß man doch nicht überall bleiben kann, wo es schön ist! Befriedigt und gelobt von allem, was das Auge erblickte, beginnen wir den Rückweg und Modeste fängt an, wieder uns zum Lachen zu nötigen, bis wir den Fuß des Berges auf dem schönen, mit dichten Alleen besetzten Fahrweg erreicht haben und stolz auf die Ausführung des Unternehmens zurückblicken.

Die Abenddämmerung begann bereits und verbreitete einen milden Ernst über die Gesellschaft, worin der Dänemarker uns erzählte, welche Ursache die von uns an ihm oft bemerkte Melancholie habe. Er hatte eine Braut, ein junges schönes Mädchen, die er über alles liebte, und – verlor sie

im Nervenfieber. Dieser schreckliche Verlust beugte ihn so an Geist und Körper nieder, daß er selbst krank, untröstlich und fast zerrüttet am ganzen Wesen sich auf das Zureden und Bitten seiner um ihn besorgten Verwandten entschloß, zweihundert Stunden weit den Heilquell aufzusuchen, aus dem er Kraft und Mut zu schöpfen hoffte, seinen Schmerz zu überwinden. Nun aber erinnere das schöne Fräulein Z. aus Münster durch seine auffallende Ähnlichkeit immer wieder an die Verlorene und gebe seinem Schmerz neue Schärfen, daher seine wiederkehrende Melancholie. Doch wieder ein seltenes Beispiel von Männertreue, dachte ich, und doch wendet auch schon dieser wieder die Blicke auf jedes hübsche Mädchengesicht und scheint gar nicht willens zu sein, ewig nur dem Schatten seiner Verlorenen zu opfern.

„Treue, schöne Himmelsblume, Ach, du blühst auf Erden nicht!“ Doch, wie könnte sie auch, wer kann das Reine vollkommen schon hienieden, wer mehr als Menschliches beim Menschen suchen, der ewig nach Glückseligkeit, nach einem behaglichen Zustand und daher den Schmerz über ein verlorenes Gut abzustreifen strebt? Gönne man dem unvollkommenen Wesen die unvollkommene Lust bis es einer reineren, höheren fähig ist!

Am andern Tag machten wir mit unsrer Freundin Sophie Z. und den Damen aus Wolfenbüttel eine Partie nach Holzhausen, wo indes bald ein anhaltender Regen uns alle in den Gesellschaftssaal trieb. Der lustige Postmeister machte wieder seine Sprünge und ein allgemeines fröhliches Gelächter ließ bald Regen und Sturm vergessen, bis ein Wagen, die zu jeder Stunde hier bereit sind, kam, uns abzuholen. Überhaupt haben wir jetzt dauernd übles Wetter und eine schon seit acht Tagen projektierte Partie nach Hameln ist ebenso zu Wasser geworden.

Heute wagen wir den schönen Fußweg durch üppige Wiesen nach dem eine halbe Stunde entlegenen Lügde zu gehen, obschon der Himmel voll drohender Wolken hängt.

Die Luft ist gar zu milde, unmöglich kann man zu Hause bleiben. Wir, Sophie Z., Kind und Wärterin, machen die ganze Gesellschaft aus, wir wollen einmal ganz allein sein und gehen wohlgemut den schönen Pfad, oft unsre dicke Freundin belachend, die mit der größten Mühe überall sich durch die schmalen Öffnungen der Wieseneinfriedigungen drängt, bis ein aufmerksamer Landmann vor uns hergeht und ihr die Stäbe aushebt. – Solche Menschen sind hier an allen Wegen. Und gern nehmen sie, wenn auch sehr anständig gekleidet, und garnicht dürftig scheinend, die dargebotene Gabe. Noch ist Lügde nicht erreicht und immer drohender wird der Himmel. Pfeilschnell fliehen die Wolkschatten an den Bergen hinab. Fern rollt der Donner stark und immer stärker. Ängstlich blicken wir uns an. Sollten wir denn nach Pymont gereist sein, um hier vom Blitz erschlagen zu werden? Schon zerreißt er das Gewölk. Wir eilen, soviel es Sophiens Wohlbeibtheit nur immer gestatten will, und erreichen endlich, von einem starken Platzregen überfallen, Lügde und das Wirtshaus. Leider kann niemand von uns Schuhe und Strümpfe wechseln. Gottlob, denke ich, daß das der Mann nicht sieht, und mich über meine Unvorsichtigkeit silt. Denn zu einem solchen Ungemach noch gescholten werden, ist gar nicht lieblich. Wir helfen uns am Feuer so gut es gehen will und finden nach genossenem Kaffee noch soviel heiteren Zwischenraum, den Hermannsberg, auf dem noch die Trümmer einer Burg unseres großen Ahnherrn liegen sollen, denn man zweifelt, ob sie aus so alten Zeiten wirklich stammen, in Augenschein zu nehmen. Zum Hinaufsteigen sind unsere Kräfte zu schwach. Wir müssen uns begnügen, ihn auf den gegenüberliegenden Gottesacker stehend, anzuschauen. Hier liegt der erste katholische Pfarrer des Ortes begraben, und ein mit vielen Blumenkränzen geziertes Kreuz bezeichnet die Stätte, viele Denkmäler auf andern Gräber reihen sich daran, und sonderbar genug sind alle

(mitunter sehr geistlose) Inschriften den Entschlafenen in den Mund gelegt.

„Lebt wohl, ihr lieben Eltern mein Ich kann nicht länger bei euch sein“ usw.

Das Städtchen ist übrigens preußisch, und liegt, vom ganzen preußischen Staat abgeschnitten, ganz allein zwischen lauter fremden Ländern, scheint recht arm zu sein und treibt einen wenig ergiebigen Handel mit Spitzen, die im Ort fabriziert werden. An allen Haustüren sitzen Erwachsene sowohl als Kinder mit dieser Arbeit beschäftigt, und es ist traurig anzusehen, wie schon kleine Kinder von sieben bis acht Jahren, auf das Spitzenkissen gebückt, blaß und ungesunden Ansehens, mit der größten Emsigkeit täglich ihre paar Groschen verdienen müssen. Ein wahres Unglück für die Kinder des Ortes, an dem ein solcher Handel getrieben wird. Das Gewitter war vorüber, und da in dem Ort kein ordentlicher Wagen zu haben war, mußten wir zu Fuß den Rückweg durch die nassen Wiesen antreten. Doch legten wir uns zu Hause angekommen, schnell zu Bett und nahmen ein Glas „Bischof“ und so ging alles gut. Doch damit wir nicht ungescholten davonkämen, tat dieses noch am andern Morgen der Doktor mit ernstern wichtigen Mienen, so sehr wir ihn auch von unserm Wohlbefinden zu überzeugen suchten.

Die letzten Tage unseres Aufenthalts nahen, der Postmeister trocken schon zuweilen eine Träne ab, und wir besuchen noch die Allee, um einige Gaben unsern Lieben einzukaufen. Für den, dem ich so gern etwas Angenehmes, seinem Schönheitssinn zusagendes wählte, erhandle ich eine Schlaguhr, nachdem der Jude mir bei allem was heilig, nach Judenart hundertmal geschworen, er könne sie zu dem von mir gebotenen Preis nicht lassen, und es am Ende doch tut. Schöne Tassen mit Pyrmonter Landschaften, Kristallwaren aller Art werden uns geboten, aber wir mögen uns mit so vieler Gebrechlichkeit nicht befassen. Ich wähle für Albert eine kristallne (so genannt wenigstens) Zuckerdose und

eine Rahmkanne, für Fanny eine weiße Perlenschnur, für Luise einen Arbeitskorb und spare für die Kinder bis Osnabrück, um mich nicht zu sehr zu bepacken. Viele Abreisende kommen mit Tassen, Gläsern und allerhand Geräten uns entgegen, und die Trinkgelder für Brunnenschöpfer, Bademeister, Alleevogt usw. werden ausgeteilt. Am schwersten wird uns die Ausgabe für den Arzt, dem man kein Silber geben darf, und den wir gar nicht nötig hatten, da er auf seine Frage „Wie geht’s?“ an jedem Morgen gottlob nichts hörte als „recht gut“ und doch immer wieder kam. Dennoch finden wir am Ende, daß der freigebige Gemahl uns noch reich genug ausgesteuert hat, und man uns in unserm Wirtshaus sehr niedrige Rechnungen gemacht. Es ist der Herr Mundhenke in der „Krone“ auch als sehr billig bekannt. Er hat, da er dabei sehr gute Tafel gibt, recht viele Gäste. In Privathäusern logiert man in der Regel nicht so billig und bequem, da man im Wirtshaus alles fordern kann. Auch sind die Stuben in Privathäusern vollkommen so teuer. Es gibt einige Häuser, wo man davon an bis 60 zu vermieten hat. Über jeder Tür ist der Preis angeschlagen. Acht, sieben, vier, fünf Taler, (je nachdem sie groß oder klein) die Woche. Soviel Geldes indes von allen Enden Europas hierhin geschleppt wird, soll’s doch nur zwei recht wohlhabende Familien in Pymont geben, und zwar unsern Wirt und seinen Sohn, unsern Arzt. Die übrigen verzehren, wie wir hören, im Winter, was sie im Sommer erwarben, denn leider wird mit dem Gelde auch der Luxus hereingebracht.

Am Vorabend des Abschiedstages wird das Kätchen von Heilbronn gegeben, ein schönes, berühmtes Schauspiel, zu dem ich mir die Zeit nehme. Obschon zum Benefiz des beim weiblichen Publikum so beliebten Kramer, war das Theater doch gar nicht gefüllt, sondern fast so leer wie immer, ein fataler, mir den Genuß störender Umstand. Das Stück gefiel mir indes so sehr wie noch keins von allen, die ich gesehen habe, und wurde dabei hinsichtlich des Spiels

sowohl als der Dekorationen von den Hauptpersonen wenigstens sehr gut gegeben.

Der Abschiedstag ist da. Beim letzten Mittagsmahl in Pyrmont speisen wir mit unsern Hausgenossen an der Table d'Hôte und stoßen auf ewige Freundschaft, ewiges Wohl unsrer und aller unserer Lieben fleißig an. Der Postmeister, den ich mir am vorhergehenden Abend beinah zum Feind gemacht hätte, der auf Sophiens scherzhafte Frage an ihn, wes Ursprungs und Stammes denn eigentlich seine possible Persönlichkeit sei, bemerkte, er stamme aller Wahrscheinlichkeit nach direkt vom berühmten Till ab, leerte ein Glas nach dem andern auf eine aufrichtige Versöhnung, und hörte nicht auf, mit Tränen zu versichern, daß er keineswegs mehr böse, sondern bis in die tiefste Seele gerührt sei. „Ich bin ein lustiger aber kein schlechter Kerl, das sehen Sie an meiner Weichheit, die keinen Abschied ertragen kann. Preziosa, auf glückliches Wiedersehen in Pyrmont.“ Und damit trocknete er die Augen. Der Sachse stimmte ein Liedchen an, und fröhlich wird gesungen, bis es heißt: Wer weiß, ach wie bald zerstreut uns das Schicksal nach Ost und West. Hier scheint der Gedanke, daß wir alle uns wohl nur gekannt haben, um uns nie wieder auf der Lebensbahn zu begegnen, uns alle gleich schmerzlich zu ergreifen, und der Postmeister läßt wieder einige Tränen fallen, und fordert Champagner, die Gesellschaft zu beleben. Wir aber fürchten, sie möge zu belebt werden, empfehlen uns, um mit unserer Freundin Sophie in der Allee den Kaffee einzunehmen. Noch ist uns der Genuß aufbewahrt, den berühmten Berliner Theaterregisseur Devrient im „Neuen Poeten“ und im „Nachtwächter“, also im tragischen und im komischen Fach spielen zu sehen. In beiden Rollen leistet er, m.E., was geleistet werden kann. Nur wundert mich's, daß ein so berühmter Schauspieler wie im „Nachtwächter“ sich zu Niedrigkomischen hergibt, obgleich man ihn ohne herzliches Lachen nicht sehen kann. Er scheint übrigens schon in ziemlich vorgerückten Jahren und zur Darstellung jugend-

licher Rollen nicht mehr fähig. Es war uns sehr leid indes, ihn nicht am andern Tage in den „Räubern“ als Franz Moor auftreten zu sehen. Das Pymonter, sonst eben mit Applaudissements gar nicht freigebige Publikum, war an diesem Abend desto lauter und klatschte mit vollen Händen.

Am andern Morgen, nachdem der letzte Gang zum Brunnen gemacht, allen Bekannten Lebewohl gesagt, Gläser und Stammbblätter zum Andenken ausgetauscht, setzten wir uns zu Wagen, der Postmeister in die Postkutsche, die beiden Sachsen zu Pferde. Der Däne und der Assessor allein blieben zurück, und dahin ging's unter Grüßen und Winken, solange das Auge folgen konnte, nach Ost und West. „Auch ich war in Pymont“, dachte ich, noch einmal in der herrlichen Gegend umschauend, und seufzend, daß ich sie wohl nie wiedersehen werde. So wechseln die Erscheinungen auf der Bühne des Lebens wie flüchtige Schatten, und keine, wie schön und holdselig sie seien, gelingt es uns, zu erhaschen und festzuhalten. Doch wohl dem, der nur das eine Höchste, worauf sie alle hinweisend treu im Herzen bewahrend, sie ruhig kommen und verschwinden sieht, nie vergessend, daß, wenn der Vorhang gefallen, die Ausbeute vom Traum des Lebens ins wahre Leben hinübergebracht werden muß.

Ich könnte hier aufhören, wenn nicht auf der heutigen zehnstündigen Fahrt nach Barkhausen die Schattenseite des Reisens sich mir gezeigt hätte, und daher noch etwas die Meinigen vielleicht Interessierendes zu erzählen übrig ließe. Das Ziel unsrer Reise ist uns so nahe, daß wir nicht sehr eilen, und erst um 9 Uhr Pymont verlassen, aber kaum noch eine Stunde lacht uns die Sonne, und läßt uns noch ein wenig des Anschauens der Schönheiten um uns genießen, da trübt der Horizont, und ein unaufhaltsamer Regen strömt, alle Gegenstände verdunkelnd, hernieder. Fest in die Wagenecken gedrückt, und uns dicht verhüllend, leisten wir Verzicht darauf, noch irgendetwas zu sehen, und

statt im Sonnenschein des Himmels, erlebe ich mich, die Augen schließend, im Sonnenschein der Erinnerung, der mild ihre freundlichen Bilder beleuchtend und verschönernd, das geistige Auge erquickt.

Wir kommen über Meinberg, können indes kaum trockenen Fußes am Wirtshaus aussteigen, geschweige denn das Bad und die Anlagen in Augenschein nehmen. Doch hört, nachdem wir das Mittagmahl eingenommen, es eine kleine Weile auf zu regnen, wir besehen den Schwefelbrunnen, um den ein noch stärkerer Dunst als in der Höhle bei Pyrmont liegt, und die zum Baden und zum Vergnügen bestimmten Säle, so geschwind es sich in der Eile tun läßt, und finden alles recht niedlich und geschmackvoll, wie zu Pyrmont, obschon die Quelle sehr schwefelhaltig, und gegen Gicht und ähnliche Übel wirksam sein soll, wie uns anwesende Patienten selbst in Erfahrung gebracht zu haben versicherten. Es waren nur wenige Badegäste anwesend. Aus Neid und anderen egoistischen Rücksichten eines gewissen Arztes soll das Bad außer Kredit, durch einen andern aber seit einiger Zeit wieder emporgebracht sein. Die letzte Fürstin von Detmold, die verehrte Pauline, besuchte es jeden Sonntag, und ihr folgten so viele Tagesgäste. Der jetzige Fürst aber kommt sehr selten, zum großem Leidwesen der Meinberger. Die Anlagen, erbaute sowohl als auch bepflanzte, sind alle von der Fürstin. An Gebüsch, Alleen, Blumenparterren und Laubgängen fehlt es nicht, und der Philosoph würde sich hier wahrscheinlich besser gefallen als in Pyrmont.

Kaum wieder im Wagen fängt's auch wieder an zu regnen, und weiter als die lippischen überall schönen mit Pappeln bepflanzten Chausseen, sieht man durch den dichten Regen nichts. Detmold, das, im Vorüberfahren gesehen, ein recht freundlicher Ort ist, können wir, da bereits der Abend naht, nicht mehr in Augenschein nehmen. Schon liegt Dämmerung auf allen Gegenständen als wir in die sandige, unwegsame Senne diesseits Ortlinghausen kommen. Wo

hier nun in der großen wüsten Heide den Weg finden? Durch einen dichten Staubregen vermehrte graue Dunkelheit verhüllt die neben dem Wege sich hinstreckenden umbuschten Anhöhen. Einzelne armselige Hütten lassen uns irgend einen Bewohner aufsuchen, der uns den Weg zeige, und halbnackt und barfuß trabt einer vor uns her, langsam kracht der Wagen unter der zunehmenden Dunkelheit bald durch den tiefen Grund, bald über steinige Anhöhen, alle Augenblicke haltend, da der Wegweiser immer wieder Auskunft geben und eins von unsern Pferden, das brustkrank ist, alle zehn Schritte ausruhen und Atem schöpfen muß. Wären wir doch früher aus Pyrmont gefahren, hätten wir uns doch in Meinberg nicht so lange aufgehalten!

So seufzten wir unter „Hätten wir und wären wir“ und den armen Barfüßler bedauernd, dem wir doch auch nicht erlauben dürfen zurückzukehren. Da hören wir es pfeifen in den Gebüschchen über uns, ein-zwei-drei-mal. Ängstlich schaut der Kutscher umher. Hier in der Senne ist's nicht geheuer. Ich habe es schon lange gehört, und noch neulich ist der und der beraubt worden. Wie wird's uns gehen? Sophie jammert: „Wären wir doch nicht über Barkhausen gereist, ich hab's ja gar nicht gewollt. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen.“ Ich sammele mein kleines Bischen vorrätigen Mut, um sie nur zufrieden zu stellen. Innerlich Angst und Bange, und willens, nur gleich herzugeben, was wir haben, schaue ich indes, soviel die Dunkelheit es noch gestattet, nach allen Seiten aus dem Wagen, von wannen sie denn kommen. Aber, o Glück, wir fahren unangefochten weiter, und das Pfeifen verstummt. Wenn doch fromme Leute reisen... Endlich erreichen wir langsam die letzte steile Anhöhe vor Örlinghausen und sehen von weitem Licht schimmern, ein tiefgeatmetes Gottlob drängt sich aus der Brust, und schnell genug verabschieden wir den, der sich fromm genug ohne Trinkgeld verabschieden will, und

ganz überrascht von der dargebotenen Gabe ist. Die Menschen dieser Gegend sind sehr arm und kein Geld gewohnt. Örlinghausen, ein besonders in der Dunkelheit mit seinen engen Straßen sich sehr schlecht präsentierendes Städtchen, ist erreicht, und über holpriges Pflaster stößt der Wagen langsam um Ecken und Abhänge, da der Ort am Berge liegt. Wir fragen im Wirtshaus und hören, es sei 1/2 elf und Barkhausen noch ein halbes Stündchen entfernt. Wir nehmen einen neuen Führer und gleich hinter Örlinghausen eröffnet sich wieder ein sehr schlechter steiniger Bergweg. Wären wir doch endlich da, seufzen wir, allerhand Gegenstände betrügerlicherweise für Barkhausens Mauern haltend. Endlich ist's erreicht, wir halten vor einem verschlossenen Tore und warten wohl eine Viertelstunde. Endlich hat man die Peitsche des Fuhrmanns vernommen. Es kommt eine Laterne über den Hof. Ein schwerer eiserner Riegel fällt, und wir fahren hinein. „Ist Madame Tenge noch auf, sonst wecken Sie doch ja niemand.“ „Alles ist schon zu Bett.“ Aussteigend sehen wir Licht im Innern des Hauses näherkommen, es fällt wieder ein schwerer Riegel, die Haustür öffnet sich, und der erste freundliche Gegenstand nach so unfreundlichen Tagen, Theodore, tritt uns im Nachtkleid entgegen. Bald ist auch der Hausherr auf den Füßen, Erfrischungen und Erquickungen auf dem Tische. Und, nachdem wir erzählt und uns entschuldigt haben, daß wir so spät gekommen, und erfahren, daß man gewettet, wir würden nicht mehr kommen, und sagen gehört habe, wir wären schon in Osnabrück, legen wir uns, heiser vom langen Verweilen in der feuchten Nachtluft, und Ruhe verlangend, zu Bett, erleben vier recht frohe, von allen erleben vier recht frohe, von allen Mühseligkeiten uns entschädigende Tage unter Barkhausens lieben freundlichen Bewohnern, bis Albert und Fanny freudig uns überraschend, uns abzuholen kommen. Vernünftiger zur rechten Zeit uns aufmachend geht's nun bei hellem Sonnenschein und guten Wegen nach Os-

nabrück, und nach achttägigem Verweilen überraschen mich dort zur größten Freude an einem Sonntagmorgen in aller Frühe Mann, Kind und Schwester, mich abzuholen. Und nach zwei Tagen sehe ich die traute Heimat meiner Lieben wohl geputzt und geschmückt und vergnügt wieder, um der ländlichen Ruhe, vom Widerschein der Erinnerung beleuchtet, nach so vieler Zerstreuung zu genießen.

*Brief an Annette von Droste-Hülshoff,
8. Oktober 1831*

Ludmillenhoff am 8^{ten} 8^{ber} 31

Wenn ganz unerwartet und unverhofft ein Freund uns naht, so erkennen wir ihn oft kaum, im ersten Augenblicke, und so liebe Antonie wirds Ihnen vielleicht mit dieser Handschrift gehen, möge denn wie Freundes Erscheinung das Blättchen Ihnen willkommen seyn, das hoffentlich ein guter freundlicher Jüngling, mein ältester Sohn in Ihre Hände bringt, welche Freude er sich von mir erbeten und auf eine persönliche Einladung von Ihnen, liebes Mädchen! Sie besuchen zu dürfen, sich berufen hat; zugleich hat er mir versichert Sie gesund und wohl gesehn zu haben, und es geschieht also in der Voraussetzung einer völligen Genesung von dem Uebel, welches die schöne Harmonie Ihres Wesens störte, als ich zum letztenmahle den süßen Genuß hatte, einige Stunden bey Ihnen zu verleben, wenn er vielleicht Sie belästigen möchte. –

In jener Voraussetzung also die bestätigt zu sehn mich ungemein erfreuen würde, bitte ich Sie hierdurch meine theure Freundin mir doch zuweilen, durch eine briefliche Erscheinung (die, wenn gleich nur eine Silhouette der persönlichen, ein schwacher Schattenriß des ganzen Wesens ist, doch so ungemein erfreut) an Ihrem Leben, Ihrem schönen Wirken, theilnehmen zu lassen, Sie glauben nicht wie einförmig und einsam mein verborgnes, wenn gleich nicht an reinen stillen Freuden leeres, Daseyn dahin fließt, ein sanftes Mondlicht nur, bey dem eines leisen Fröstelns ich mich doch immer nicht erwähnen kann, umdämmert mit blassem Scheine meinen Pfad, nicht die belebende Sonnenwärme erhebender begeisternder Empfindungen, erweitert hier die Brust, nicht der Genuß schöner Kunst- und Natur Gebilde belebt das Herz – dürftig wie die siberische Gegend sind auch ihre Bewohner, arm an Geist

und Herz und wahrer Lebensfreude, wie arm an Farb' und Duft die „Röslein auf der Haide“.

Warum nun das Geschick mich gerade an den traurigsten Strich Deutschlands (wie es in irgendeinem geographischen Lexikon heißt) gebannt hat? Wie könnt ich es ermessen. – Aber die Verbannung mir einigermaßen erleichtern, das können die Wesen die an meinem Wohl und Weh theilnehmen, das können auch Sie meine Freundin (wenn ich zu jenen Sie zählen darf) durch ein zuweilen gegebenes Lebens- und Liebeszeichen. „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge Wälder Flüsse und Ebenen darin denkt, aber hier und da in ihrem Raum ein Herz zu wissen das für uns schlägt und mit uns Schmerz und Freude theilt, das ist was sie zum Paradiese macht.“ sagt Goethe irgendwo, und ohngefähr, vermuthlich wissen Sie besser wie ich, wo und wie und die Wahrheit des Ausspruchs empfanden wir wohl beyde, wenn gleich diese Empfindung für mich mehr werth hat, doch ich wollte nicht klagen, das darf ich nicht, wenn ich die Blüthen zähle, womit Liebe und Freundschaft Phantasie und Gefühl mein Leben schmückten, und noch schmücken, ich wollte nur Sie beste Antonie in mein Interesse ziehn, auch von Ihnen in dem Kranze dieser Freuden eine Blume mir erbitten. – Sagen Sie mir denn ein Wörtchen von Ihrem Leben und Thun, von den schönen Kindern Ihres Geistes, von dem Gedichte, was als ich zu Münster war, noch Fragment, es in der Vollendung zu genießen mich sehr verlangen machte. Seit jener Zeit schon durchläuft mein Auge begierig alle Meßcataloge, und hofft Ihren Namen zu finden, aber noch nie und nirgend. – Daß in Ihrer Familie sich Veränderungen zutrug sah ich im münsterschen Merkur, und seit Ihr Fräulein Schwester verheyrathet vermissen Sie wohl sehr die treue Gespielin, doch hoffentlich nicht die Pflegerin, – was Sie damahls leider Ihnen seyn mußte.

So leben Sie denn wohl, liebe Antonie und geben Sie mir recht bald Gelegenheit Ihnen die Versicherung zu erneuern daß ich mit unwandelbarer Freundschaft die Ihrige bin.

K. Schücking
g. Busch

Sahen Sie Sprickmann kürzlich?

Späte Lyrik (1823-1827)

Charade, dreysilbig

Die beiden Ersten nennen euch
Was Manche tief verehren,
Sie machen arm, sie machen reich,
Sie schaffen und zerstören,
Sie ziehen, wie die Sonne, an
Mit ihrem Strahlenkreise:
Doch wandeln alle ihre Bahn

Nicht so im schönen Gleise.
Die Dritte schöpft mit hoher Hand,
Umzuckt vom Flammenblitze,
Den Segenstrom für Hain und Land
In schwüler Sommerhitze:
Sie gibt dem Landmann seinen Pflug,
Den Fürsten ihre Kronen:
Wen sie hinauf zum Himmel trug
In höh're Regionen,
Der sieht ein üppig wogend Meer

Von Füll und Schönheit um sich her.
Das Ganze, liebes Vaterland,
Hegst du in deinem Schooße.
Einst mischt' es uns mit weiser Hand
Des Bürgerglückes Loose
Es stand an deinem Horizont
Ein Stern im Strahlenkranze,
An dessen mildem Glanze
Sich noch der Enkel sonnt.

Dreisylbige Charade

Ein Name, der bei uns nicht selten ist,
Und eine schöne Deutung in sich schließt,
Nennt sich in meinem ersten Sylbenpaar.
Die dritte schättest du an allen Dingen,
Dem Unsichtbaren muß sie Schönheit bringen,
Das Schöne selbst erhöht sie wunderbar.
Das Ganze wirst du mir so leicht nicht nennen,
Denn wenige nur noch die Stätte kennen,
Wo sonst so laut die bunte Luft gethront,
Als jetzt verhüllt in dunkeln Tannenhainen,
Die das Vergang'ne zu betrauern scheinen,
Hier süße Ruh und tiefe Stille wohnt.
Pauline.

Zweisylbige Charade

Ein kleines Zeichen nur ein wenig noch bei Seite,
Und höre dann, wie ich das Wort dir deute,
Das Meilen oft, und oft nur Schritte zählt,
Mit Sorge Fürst und Richter quält,
Wofür der Krieg die Schwerdter wetzt,
Und eine Welt in Flammen setzt.
Die zweite Sylbe ist ein Ding,
Das leider, wie so klein und so gering
Es scheint, die Welt und uns regiert, bald rauh, bald milde,
Durch jene, denen's dient, selbst also nur im Bilde:
Der Freiheit Maal, das einst der Knechtschaft Zeichen war,
Und einem ganzen Volk die Freiheit doch gebar.
Nun nimm das Zeichen wieder, so hast du gleich das
Ganze,
Den Musensitz des Landes, das in der Länder Kranze

Nicht unbedeutend ist, die Stadt, die manches Blatt uns
sandte,
Des heil'gen Eifers voll, der neuerdings entbrannte,
Dem zum vergeltungbrütenden Verdrusse,
Und jenem zum erfreuenden Genusse.
Am Bober liegt die Stadt, die gleichen Namen führt,
Obgleich ihr solcher Ruhm, wie jener nicht gebührt.

Pauline

Dreisylbige Charade

Was die beiden ersten nennen,
Möchten alle Wesen kennen,
Und die reichste Sprache spricht
Ihrer Wonnen Inhalt nicht:
Süße Freudetrunkenheit,
Reine Engseligkeit
Liegt in meines Wortes Sinn,
O, ein Himmel liegt darin.
Mit der letzten Sylbe nennen
Sollte man, ihr müßt's bekennen,
Nur den Mann, der sich von innen
Suchet Schätze zu gewinnen:
Leicht auch wird es ihm gelingen,
Sich das Ganze zu erringen.

Pauline.

Der Traum

vollendet nach aufgebener erster Strophe

Eine Stunde ach u. diese kaum,
Doch die schönste Stunde meines Lebens
War ich seelig denn ein holder Traum
Schwebt um meine Schläfe nicht vergebens

Allem Irdischen war ich entrückt
Fühlte was nur Himmlische beglückt
Und dem Traume ganz dahingegeben
Lebt ich schnell ein ganzes schönes Leben

Aber ach die reinste Seligkeit
War zu bald und ewig mir entschwunden
Und die vollen Blüthen rings zerstreut
Die das Glück in meinen Kranz gewunden
Ihre Dornen ihre Schmerzen beut
Mir dafür die starre Wirklichkeit
All' die Wonnen nur im Traum genossen
Sind wie Morgenroth in Nichts zerflossen



Katharina Schücking 1828, gemalt von Wilhelm Georg Adolf Busch. LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster. Foto Jörg Jordan

Anhang

Nachwort

In einer Lesebuchreihe wie der vorliegenden sollte Katharina Schücking geb. Busch (1791-1831) nicht fehlen. Sie war eine der frühesten Autorinnen Westfalens und ein Dichterdidol Annette von Droste-Hülshoffs (1797-1848). Diese widmete ihr ein programmatisches Gedicht („Katharine Schücking“), das ursprünglich sogar ihre zweite Gedichtausgabe eröffnen sollte. Es beginnt mit den Versen „Du hast es nie geahndet, nie gewußt, / Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen.“ Im Weiteren beschreibt der Text den inspirierenden Einfluss, der von Person und Werk Katharina Schückings ausging.

Eben jenes Widmungsgedicht steht am Anfang dieses Lesebuchs. Es bildet den Einstieg in das Kapitel „Panorama“, das einen übergeordneten thematischen Aufriss bietet. Es folgt ein Auszug aus den „Lebenserinnerungen“ Levin Schückings (1814-1883). Der Sohn Katharina Schückings war einer der meistgelesenen Erzähler des 19. Jahrhunderts. In seinen Memoiren entwirft er ein Bild des Münsterischen Geisteslebens Anfang des 19. Jahrhunderts, das maßgeblich vom philosophisch-religiösen Kreis der Fürstin Amalie von Gallitzin geprägt war. „Meine Mutter war damals fast noch ein Kind, aber die geistigen Einflüsse jenes Kreises fanden ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und mit der reich quellenden Dichterrader.“

Der aufgeklärte Minister, Bildungsreformer und Gründer der Universität Münster und des münsterschen Theaters, Franz von Fürstenberg (1729-1810), soll Katharina Schücking damals einen wertvollen Diamantring geschenkt haben. Die Autorin achtete den Gallitzin-Kreis zeitlebens hoch, wie noch 1819 ihr Gedicht „Stollbergs Tod“ zeigt. Jener Friedrich Leopold zu Stolberg (1750-1819) war eine

weitere zentrale Gestalt der „familia sacra“. Der Hymnen- und Balladendichter im Umkreis Goethes war unter dem Einfluss Fürstenbergs und der Gallitzin zum Katholizismus übergetreten. Er ließ sich auf einem Landgut in der Nähe Münsters nieder und verfasste nunmehr vielgelesene Erbauungsschriften.

Dies alles ist mehr als bloße historische Staffage. Es werden die Sonderstellung und die Anerkennung deutlich, die der ambitionierten Autorin damals seitens hoch angesehener Persönlichkeiten entgegengebracht wurden – ein Nährboden, aus dem sich Selbstvertrauen und Enthusiasmus schöpfen ließen.

In den Gallitzin-Kreis eingeführt worden war Katharina Schücking von Anton Mathias Sprickmann (1749-1833), der zugleich ihr literarischer Mentor war. Die angehende Autorin wiederum trug Sprickmann nicht nur die Rolle eines literarischen Lehrers, sondern auch die eines Seelenfreundes an, dem sie ihr Herz öffnete. Wie sie in einem Brief schreibt, war Sprickmann die einzige Person, der sie ihr uneingeschränktes Vertrauen schenkte. Damit sind wir schon bei den weiteren Kapiteln des Lesebuchs, die dem chronologischen Faden folgend alternierend die Autorin und die Briefschreiberin zu Wort kommen lassen.

Bei seinen Schülern rief Sprickmann – eher ungewollt als gewollt – ein unbedingtes Bekenntnis zum Dichtertum wach. Er wurde nicht nur von Katharina Schücking, sondern auch von anderen Dichtertalenten der Stadt, darunter ein Franz von Sonnenberg (1779-1805) und die Droste, geradezu abgöttisch verehrt. Sprickmann konnte den auf ihn projizierten Hoffnungen und Wünschen jedoch nicht gerecht werden. Er litt unter vielfältigen beruflichen Belastungen und Ämtern, die ihm kaum Zeit zu (literarischen) Mußestunden ließen.

Sprickmann war von Hause aus Jurist. Fürstenberg hatte ihn 25-jährig an die reformierte Verwaltung herangezogen

und den ehemaligen Schwarmgeist zum Regierungsrat ernannt. Zwei Jahre später schickte er ihn zum zweiten Mal auf die Universität Göttingen, wo sich Sprickmann auf die Universitätslaufbahn vorbereiten sollte. Bald darauf dozierte Sprickmann an der Universität Münster Reichs- und Rechtsgeschichte.

Sprickmann war in jungen Jahren ganz von der Gedankenwelt der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang infiziert gewesen. Fürstenberg ließ ihn gewähren und machte aus ihm eine Art „Hofdichter“. Für das von Fürstenberg 1775 gegründete Münsterer Theater lieferte Sprickmann Dramen, Lustspiele und kleinere Theaterszenen. Die Provinz applaudierte.

Sprickmann stand damals im Kontakt zu Literaturgrößen der Zeit. Klopstock, Bürger, Hölty, Voß und Boie – sie alle ermutigten ihn, sein Talent konsequent zu verfolgen, eine glänzende literarische Karriere stehe ihm offen. Sprickmanns Gedichte, Erzählungen und dramatische Szenen erschienen in den bedeutendsten literarischen Organen der Zeit. Sein Drama „Eulalia“ machte „Sensation in der Lesewelt“ und wurde zu den besten Stücken des Jahres 1777 gezählt, sein Lustspiel „Der Schmuck“ 1779 in Wien preisgekrönt und später von Goethe in Weimar inszeniert. „Die Summe der Dichtung ist der leidenschaftliche Mensch“, lautet Sprickmanns literarisches Credo, und eben dies, die Darstellung von Affekten und Emotionen auf der Bühne, fand allseits großen Zuspruch.

Im katholisch-konservativen Münster wollte man von solchen „Flausen“ nicht viel hören. Von Fürstenberg bedrängt, zog sich Sprickmann auf dem Höhepunkt seiner nur vier Jahre währenden literarischen Karriere aus der Literaturwelt zurück. Reuevoll und von Selbstzweifeln geplagt, wandte er sich seiner neuen Bestimmung als Universitätsprofessor zu. Solche Zusammenhänge bilden den indirekten, freilich nie offen thematisierten, durchaus konfliktreichen Hintergrund des Briefwechsels zwischen Katha-

rina Schücking und ihrem Dichteridol. Zudem zeichnen sie ein Bild des aliterarischen Klimas jener Jahrzehnte in Westfalen.

Die frühesten überlieferten Verse füllen ein eigenes Notizheft im Nachlass. Es handelt sich überwiegend um stammbuchartige Verse zu Namens- oder Geburtstagen oder Lobpreisungen der Eltern, Verwandter oder Freundinnen. Für das vorliegende Lesebuch sind sie ohne Relevanz. Berücksichtigt wurden hingegen Verse, die aufs Allgemeingültige zielen und das Ergebnis einsetzender literarischer und formaler Reflexionen sind. Sie entstanden wohl schon mit Blick auf Sprickmanns Mentorenschaft.

Die nahe persönliche Beziehung zu Sprickmann endete jäh, als die 17-Jährige gegen ihren Willen eine Stelle als Hausmädchen auf Gut Seweringhausen bei Ahlen antreten musste. Sie versuchte, das Beste aus ihrer Lage zu machen. Ihre Briefe an Sprickmann sind Spiegelbild ihrer schwärmerischen und schwankenden Gemütsverfassung. Natürlich sind auch ihre weiteren literarischen Versuche ein Thema der Briefe. Immer wieder wird Sprickmann um Begutachtung und Kritik gebeten.

Eine Randnotiz zeigt, dass Katharinas literarisches Schaffen damals in Münster – teils mit zweifelhaftem Interesse – weiterhin wahrgenommen wurde. Die angehende Autorin wurde verspottet, weil sie mit voller Namensnennung in einem literarischen Almanach in Erscheinung getreten war. In der Stadt kursierten daraufhin herablassende Karikaturen über sie. Die entsprechenden Briefstellen fanden Eingang ins vorliegende Lesebuch.

Nach eineinhalb Jahren kehrte Katharina Schücking nicht nach Münster, sondern mit bangen Erwartungen in ihre Heimatstadt Dülmen zurück. Sie schrieb damals: „in Düllmen habe ich nichts zu erwarten, als gewöhnliche Menschen die noch wohl weniger sind als dies“ (25.2.1809). Auch hier versuchte sie, sich mit den vorhan-

denen Gegebenheiten zu arrangieren. Sie schloss sich einer kulturellen Sonntagsgesellschaft an, in der sie unter anderem aus Goethes „Tasso“ deklamierte. Kaum ins Leben gerufen, kam es im Biedermeierkränzchen zu Unstimmigkeiten. Ursache war das gereimte, von Katharina Schücking mitverfasste Lustspiel „Triumph der Kleinstädter“. Viele Dülmener waren pikiert und traten aus dem Zirkel aus. Katharina Schückings hatte auf mehr Selbstironie gehofft. Sie blieb bis Oktober 1813 in dem, wie sie es nannte, „unfreundlichen Landstädtchen“, an das sie sich weder gewöhnen konnte noch wollte. Die literarische Bilanz jener Zeit ist dürftig. Lediglich sieben Gedichte schlugen für die drei Dülmener Jahre zu Buche. Besonderen Beifall Sprickmanns fand „Die stille Tugend“. An die ellenlange Aufzählung von Helden und ihren Glanztaten schließt sich über neun Strophen ein Lobpreis der stillen, aber doch so mächtigen Tugend an, bevor das Gedicht mit den Versen schließt: „So ungekannt, wie deines Lebens Stille / Sey dir dies Lied du Himmlische geweiht. / Dir gilt des Herzens reine warme Fülle / Ja mehr, als Lorbeer und Unsterblichkeit.“

War Katharina Schücking aber wirklich eine Tugendwächterin? Eine Heilige, eine Nonne? Oder eine Freiheitskämpferin wie in ihrem Gedicht „An die Deutschen im Jahre 1814“ anklingt? Man wird, pardon, nicht recht schlau aus ihr. Sie versucht sich hier und da, experimentiert, probiert unterschiedliche Vers- und Strophenformen aus; sie schreibt gefühlsbetonte Texte, die oft mit Naturerscheinungen korrespondieren; sie liefert Gelegenheitsgedichte zu bestimmten Anlässen (Todesfälle, Namensfeste etc.) und klassische Gedankenlyrik. Aber alles bewegt sich mehr oder weniger im Bereich des Konventionellen und gleicht eher Routineübungen. Eigene Empfindungen, wie sie im Briefwerk vielfältig zum Ausdruck kommen, werden auf literarischer Ebene durch formale und gattungstheoretische Zwänge überdeckt, ja negiert. Bedeutsamere Verse gelingen der jungen Autorin immer dann, wenn sie die traditionellen

Pfade verlässt und zu einer unmittelbaren persönlichen Aussagen findet. Hier schwanken ihre Texte zwischen heiterer und schwermütiger Selbstreflexion.

Auch im Persönlichen ergibt sich ein ambivalentes Bild. Mal präsentiert sich die Katharina in ihren Briefen hausmütterlich-fromm, mal forsch, gelegentlich sogar kokett. Der greise Sprickmann scheint das alles gar nicht wahrzunehmen. Stattdessen entwirft er für seine Schülerin ein Betreuungs- bzw. Therapieprogramm.

Es ist eng mit dem Namen Friedrich Gottlieb Klopstock verknüpft. Immer wieder schickt Sprickmann seiner Schülerin Werke und Briefe seines eigenen Dichteridols. Und jene antwortet wie bestellt: „... ich verdanke Ihnen doch in der That einen der süßesten Genüsse meines Lebens, die Bekanntschaft mit Klopstock den ich mehr liebe inniger herzlicher verehere, als ich es auszusprechen vermag“ (4.11.1811). Doch abermals: Zur lebhaften Diktion ihrer Briefe will die oft schwerblütige Klopstocklektüre nicht recht passen. Es scheint, als schreibe Katharina Schücking ihrem Briefpartner nach dem Mund, oft um den Preis der Selbstverleugnung. Man stellt sich Katharina Schücking viel aufgeklärter, mündiger, moderner vor.

Im November 1811 fällt im Briefwechsel erstmals der Name Paulus Modestus Schückings, des späteren Ehemanns der Autorin. Man hatte sich bei einem Besuch Katharina Schückings in Meppen kennengelernt. Schon bald, ungestüm-schnell war von Heirat die Rede. Katharinas Vater hatte zunächst Einwände, da Schücking noch keine feste juristische Anstellung versah. Sprickmann stimmte ihn um – und hatte damit Anteil am Zustandekommen der später unglücklichen Ehe.

Als Katharina Paulus Modestus Schücking kennenlernte, war er Advokat am Herzoglichen Tribunal zu Meppen. Nach vorübergehender Tätigkeit in Haselünne wurde er

von Napoleon zum Friedensrichter des Kantons Wesuwe am linken Emsufer ernannt. In dieser dreijährigen Wartezeit traten erste Sorgenfalten auf Katharina Schückings Stirn. Sie erfuhr, dass Schücking ein Liebesverhältnis zu einer „Demoiselle Z“ unterhielt. Auch später füllt die Untreue Modestus Schückings zahllose Briefseiten Katharinas. Im vorliegenden Lesebuch finden sich einige Auszüge daraus. Sie zeigen Katharina Schückings gebrochene Persönlichkeit – ihre literarische Ader versiegte über Jahre fast ganz.

Ihr Trost waren ihre Kinder. 1814 wurde ihr Sohn Levin geboren. Fünf weitere Kinder folgten, von denen zwei früh starben. Auch ihre äußerlichen Lebensumstände änderten sich. 1815 zog die junge Familie nach Clemenswerth, 1829 auf den Ludmillenhof bei Sögel, beides im geistesfernen Emsland gelegen. Haushalt und Kinder nahmen Katharina Schücking ganz in Anspruch. In den ersten zehn Jahren ihrer Ehe entstanden lediglich 12 Gedichte. Manche sind von persönlichen Ereignissen inspiriert, wie „Am Grabe meines Kindes“ (1817) oder „Meiner Neugeborenen“ (1821).

Die Korrespondenz mit Sprickmann wurde immer weitläufiger, zumal jener 1814 nach Breslau und drei Jahre später nach Berlin zog, um dort seine universitäre Laufbahn fortzusetzen und seinen Lebensunterhalt abzusichern. Hinzu kam, dass Sprickmann immer gebrechlicher wurde. Das briefliche Gespräch drehte sich um die neuen Lebensumstände, Kinder, private Schicksalsschläge, die Sorge um Angehörige – aber kaum noch um Literatur.

Katharina Schücking war damals, man will es kaum wahrhaben, erst Mitte zwanzig, doch der jugendliche Zauber ihrer frühen Briefe ist fast vollständig verflogen. Pragmatismus hat Einzug gehalten. Die Autorin versuchte, sich mit ihrer unglücklichen Lebenssituation abzufinden.

Eine Art Ablenkung – und schriftstellerisches Comeback – war ein größeres Prosawerk, das sie 1824 in Angriff nahm. Es stellt den Versuch dar, Sprickmann noch einmal für ihr Schreiben zu interessieren. In ihrem Briefroman „Freuden und Leiden einer schönen Seele“ ist ihm sogar eine Rolle zgedacht.

Im selben Jahr überrascht Katharina Schücking mit einem unerwartet heiteren Stück Prosa, der Schilderung ihrer Badereise nach Pyrmont. Der Text ist angereichert mit amüsanten Episoden und Pointen und kommt auch sonst leichtfüßig daher. Er wirkt wie eine Befreiung. Die Autorin scheint zumindest temporär ihre Alltagsorgen hinter sich gelassen zu haben.

Die Badereise blieb zu Lebzeiten ungedruckt. Dafür debütierte die Autorin in einem Genre, das wie geschaffen für sie schien, als Verfasserin literarischer Rätsel. Sie schreibt hierüber eher beiläufig an Sprickmann: „In Münster kommt jetzt ein Blatt ‚der Merkur‘ heraus worin unter dem Namen Pauline, Charaden u. andre Kleinigkeiten von mir zuweilen erscheinen, ich sehe das zwar nicht gern doch macht es Schücking Freude und so lasse ich ihn gewähren“ (10.10.1825). Im „Unterhaltungsblatt“ erschienen fünf solcher Rätsel, in denen Katharina Schücking ansprechendes Talent beweist. Zahlreiche weitere finden sich im Nachlass.

Nach diesem entspannten Intermezzo dominieren am Schluss wieder die dunklen und tristen Farben. Sie kommen auch bildlich zum Ausdruck. Während das Jugendgemälde der Autorin von Hand Johann Christoph Rincklakes unsere Protagonistin in strahlender Schönheit zeigt – mit der Leier als Symbol ihrer literarischen Ambitionen im Bildhintergrund –, bildet das Gemälde Wilhelm Georg Adolf Buschs 18 Jahre später eine von Leiden und Krankheit gezeichnete Frau ab. Ihr Wille zur Selbstbehauptung ist gebrochen. Und dennoch: Noch immer hält sie eine Leier im Arm – ihres „Lebens herrlichster Schmuck“, wie es

in ihrem Gedicht „Meine Leyer“ heißt. Die Literatur war und blieb ihr letzter großer Trost. Katharina Schücking starb am 2. November 1831 im Alter von 40 Jahren auf dem Ludmillenhof in Sögel.

War Katharina Schücking eine große Dichterin? Die vorliegenden Zeugnisse lassen es erahnen, belegen können sie es nur in Ansätzen. Vielleicht müsste die Frage anders gestellt werden. Was hätte unter anderen Lebens- und Schreibumständen aus ihr werden können? Eine zweite Droste vielleicht? Antworten bleiben Spekulation.

Aber auch über das Literarische hinaus verdient Katharina Schücking Interesse. Unter sozialgeschichtlichen und literatursoziologischen Fragestellungen stellt ihr Briefwechsel mit Sprickmann eine ergiebige Quelle dar. Er dokumentiert die Schwierigkeiten – speziell einer Frau –, im 19. Jahrhundert literarisch Fuß zu fassen. Katharina Schücking wuchs in einer Umgebung auf, die sich kaum für ihre schriftstellerischen Ambitionen interessierte. In dieser Hinsicht war sie kein Einzelfall. Im frühen 19. Jahrhundert war das literarische Leben in Westfalen noch wenig entwickelt. Viele Schriftstellerinnen und Schriftsteller wurden für ihr Schreiben verspottet und diffamiert. Dies bekam Katharina Schücking, wie erwähnt, bereits als junge, angehende Autorin zu spüren. Der Kreis schließt sich mit Katharina Schückings Brief an Annette von Droste-Hülshoff vom 8. Oktober 1831, nur einen Monat vor ihrem Tod geschrieben, in dem sie ihre große Distanz zum literarischen Leben beklagt.

Katharina Schücking versuchte im Rahmen ihrer Möglichkeiten und fast immer auf sich allein gestellt, solche Barrieren zu überwinden – durch die Abfassung eigener Texte ebenso wie durch einen weit gespannten Lektürekanon. Wiederholt klingt bei ihr frühemanzipatorisches Gedankengut an. In der Droste hätte die Autorin möglicherweise

eine adäquate Ansprechpartnerin finden können. Doch diese war, ebenso wie Sprickmann, räumlich weit entfernt und in andere Lebenszusammenhänge eingebunden. Sprickmann konnte die Rolle eines adäquaten Ansprechpartners nur sehr bedingt ausfüllen. Nicht zuletzt durch seine Unfähigkeit, sein Mentoramt konsequent auszufüllen, vererbten die literarischen Ambitionen Katharina Schückings, ehe sie recht zur Ausprägung gelangt waren. Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass Sprickmann gleichwohl zeitlebens Katharina Schückings wichtigster literarischer Ansprechpartner blieb.

Das vorliegende Lesebuch fußt auf Materialien, die im Rahmen der Veröffentlichung „Katharina Busch-Schücking. Werke und Briefe“ 2004 erarbeitet wurden (Hg. Jutta Desel, Walter Gödden). Die Veröffentlichung machte der Forschung Material zugänglich, das über Jahrzehnte nicht oder nur einem kleinen Kreis zugänglich war. Es handelt sich um Teile des Katharina-Schücking-Nachlasses, der von Nachfahren 2002 dem Westfälischen Literaturarchiv im Westfälischen Archivamt für Westfalen, Münster, als Depositum übergeben worden war.

Die genannte Veröffentlichung schoss eine Lücke. Leben und Werk Katharina Schückings hatten zunächst im Umkreis der Annette-von-Droste-Hülshoff-Forschung auf Interesse wachgerufen. Im Vordergrund stand dabei die Suche nach neuen biografischen und brieflichen Zeugnissen. 1918 erschien mit Klara Webers Untersuchung „Katharina Schücking. Ein Erziehungs- und Lebensbild aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts“ (1918) die erste und lange Zeit einzige umfangreiche Arbeit über Katharina Schücking. Da sie nie zum Druck gelangte, blieb ihre Wirkung begrenzt. Der Beitrag von Eduard Arens „Katharina Schücking. Noch eine Studie zur Chronologie Drostescher Gedichte“ (in: E. Schulz, K. Schulte Kemminghausen: Nachlese. Un-

gedruckte Verse der Droste nebst einem Beitrag zur Droste-forschung. Bochum 1934, S. 66-74) ist ganz mit Blick auf Annette von Droste-Hülshoff verfasst. Insgesamt trat die Autorin nie aus dem Schatten der Droste-Forschung heraus, wie 1998 auch Susanne Amrain konstatierte: „Katharina Busch-Schücking gehört zu den Randfiguren der Literaturgeschichte. Niemand wüßte heute noch von ihr, ihr Leben wäre wie das so vieler hochbegabter Frauen spurlos in der Historie versunken, wäre sie nicht die Mutter Levin Schückings, eines im 19. Jahrhundert hochgeschätzten Schriftstellers, gewesen und eine Freundin der Annette von Droste-Hülshoff. Vor allem aus diesem letzteren Grund ist Katharina Schücking für die Literaturwissenschaft von einem gewissen Interesse. Von einem gewissen Interesse, nicht mehr“ („Veilchen suchen im Oktober“. Das Leben der Katharina Busch-Schücking. In: Walter Gödden, Hg.: Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. Paderborn 1998, S. 31-46, hier S. 31).

In den 1990er Jahren rückte Katharina Schücking im Zusammenhang mit einem von Heinz Thien in Sögel aufgebauten Schücking-Museum näher in den Blickpunkt. Einen anderen Ansatzpunkt wählte Hildegard Westhoff-Krummacker in ihrem Ausstellungskatalog „Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frau in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier“ (Münster 1995): „In beispielhafter Weise wird an dem Lebensschicksal der Katharina Busch deutlich, wie weibliche geistige Entfaltung bekämpft und unterdrückt wurde ... Daß eine Frau... aus dem ihr angewiesenen häuslichen Bereich ausbrechend, unter vollem Namen, möglicherweise gegen Geld, mit Produkten ihres (bestrittenen) weiblichen Geistes in die Öffentlichkeit trat, das verletzte das gottgegebene Naturgesetz der Unterordnung, die guten Sitten und die Würde des starken Geschlechtes!“ (S. 278)

Einen ähnlichen, wenngleich weniger programmatischen Ansatz verfolgte das in Katharina Schückings Geburtsort

Ahlen angesiedelte Projekt „Katharina Busch – Weibliche Erinnerungskultur“, das – so die Projektleiterin Christa Paschert-Engelke – auf der Grundlage des neuen Quellmaterials „am Beispiel Katharina Busch auf Handlungsräume von Frauen um 1800 in Westfalen aufmerksam“ machte. Ziel des Projektes war es, „die Frau in ihrer gesellschaftlichen Rolle innerhalb der Rahmen- und Handlungsbedingungen des frühen 19. Jahrhunderts in Westfalen“ wahrzunehmen und damit einer interdisziplinären Diskussion ein Feld zu öffnen.

Das vorliegende Lesebuch schließt an solche Versuche an. Es fokussiert die Schriftstellerin und Briefschreiberin Katharina Schücking und zeigt sie darüber hinaus als Opfer gesellschaftlicher wie kultureller Rahmenbedingungen. Mit der Form eines Auswahlbandes ist zugleich die Hoffnung verknüpft, Leben und Werk der Autorin über die wissenschaftliche Rezeption hinaus einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Textgestaltung und bibliografische Situation

Bei der vorliegenden Veröffentlichung wurde auf Handschriften im Nachlass der Autorin bzw. frühe Drucke ihrer Texte in Taschenbüchern und Zeitschriften zurückgegriffen. Es wurde nur an wenigen Stellen aus Gründen der Lesbarkeit bzw. Verständlichkeit in den Text eingegriffen. – Es kann davon ausgegangen werden, dass sämtliche Veröffentlichungen der Autorin bekannt und nachgewiesen sind, vgl. den Artikel „Katharina Schücking“ im „Westfälischen Autorenlexikon“, Bd. 1: 1750-1800. Paderborn 1993, S. 351-355). Der Beitrag ist unter www.autorenlexikon-westfalen.de auch online abrufbar.